

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Ein muthiges Weib.

Dritter Band.

Ein muthiges Weib.

Von

der Verfasserin von „John Halifax“.

Aus dem Englischen

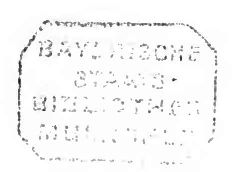
von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1870.



Vierzehntes Kapitel.

Ditschley öffnete seine Augen weit in maßlosem Erstaunen, als es erfuhr, daß sein einstiger Vicar plötzlich in Sr. Ehrwürden Herrn Edward Scanlan von Oldham Court verwandelt war, den Besitzer eines Vermögens, das selbst ohne die Uebertreibung schwatzhafter Zungen groß genug, ihn zu einem Magnaten jener Gegend zu machen. Freilich war seine Stellung in einer Art sehr beschränkt; denn Herr Oldham hatte Sorge getragen das Vermögen fest und sicher zu machen, und alles darauf Bezügliche den Händen der beiden Testamentsvollstrecker Dr. Waters und des Advokaten Langhorne anzuvertrauen, so daß Herr Scanlan wenig mehr zu thun hatte, als zweimal im Jahre eine bestimmte Summe in Empfang zu nehmen, während das Vermögen selbst für seine Frau und deren Kinder gesichert blieb. Aber diese Umstände wurden geheimgehalten, und von ihm selbst am wenigsten verrathen; er erschien in voller Glorie als der Besitzer eines der herrlichsten Landgüter der ganzen Grafschaft und eines sehr malerischen stattlichen Hauses.

Oldham Court, eines der noch wenigen Gebäude, welche England aus der Zeit Elisabeths aufzuweisen

hat, war sowohl im Innern als Aeußeren seit Generationen nicht verändert worden. Sein letzter Besitzer hatte niemals darin gewohnt, hatte es aber trotzdem vollständig so erhalten, wie er es überkommen; die Ländereien hatte er einem guten Pächter überlassen und durch richtige Bewirthschaftung waren der Werth und die Einkünfte des Gutes verdoppelt worden. Das Haus mit der daranstoßenden kleinen Kirche, in welcher Generationen von Oldhams ruhten, lag weit ab von Stadt und Dorf. Ditschley, das eilf englische Meilen davon entfernt, war die nächste Verbindung mit der Civilisation. Doch lag es in einer lieblichen Gegend, hügelig aber nicht kahl, einsam doch nicht öde; es war eine jener Regionen, die ein Naturfreund augenblicklich anziehend findet, und mit der Hingebung liebt, welche Menschen, die in Städten und Straßen leben, die gar keinen Charakter haben, nicht begreifen können. Obgleich Herr Oldham niemals dort residirt hatte, wenigstens nicht, seitdem er es besessen, hatte er diesen Landsitz doch gern gehabt, wie es aus seinem Testament hervorging.

Er sprach in seinem Testamente den Wunsch aus, daß die Scanlans unverzüglich dorthin gehen sollten, daß es nur im Falle der wichtigsten Umstände verkauft oder neu ausgebaut werden solle, daß vielmehr Frau Scanlan es gerade in dem Zustande, wie sie es fand, bis zum Ende ihres Lebens bewohnen möchte. Es sollte, um kurz zu sein, der Stammsitz einer neuen Familie werden, welche die erloschene Generation der Oldhams ersetzte.

Als Grund dafür, daß der Rector Frau Scanlan zur Erbin gewählt, wurden die seltsamsten Geschichten erzählt; die eine lautete, Herr Oldham habe einst eine Französin, Josephinens Mutter, Tante oder Cousine, man wußte nicht genau welche von Allen, geliebt. Ob diesem Gerücht ein Körnchen Wahrheit zum Grunde lag, wurde nie festgestellt, und die einfachen, praktischen Menschen sahen die Sache bald aus dem richtigen Gesichtspunkt an, daß Jemand, der keine nahen Erben habe, durchaus im Recht sei, sich das zu wählen, was die Vorsehung ihm versagte und daß er die ihm am passendsten scheinende Person mit seinem Vermögen beglücke, wenn diese zugleich die ist, der es gut und nützlich sein und die den rechten Gebrauch davon machen werde. Daß Frau Scanlan diese Eigenschaften besaß, darüber war man im Allgemeinen einig.

Es war eine wunderbare Thatsache, ein neuer Beleg dafür, daß im Laufe der Jahre jeder Mensch seinen richtigen Platz bekommt, daß in Ditschley keine Stimme der Verwunderung laut wurde darüber, daß Herr Oldham sein Vermögen nicht dem Vicare, sondern dessen Gattin hinterlassen; ja Einige sagten sogar: „es sei dies gerade so gut wie jenes." Mehr äußerte man nicht, denn Herr Scanlan genoß noch seiner alten Popularität, und überdies blickten Viele, die den armen Vicar leicht getadelt haben würden, mit wohlwollenden Augen auf den Besitzer von Oldham Court.

Die Uebersiedlung dorthin war bald vollzogen; Herr Scanlan bethätigte sich wenig dabei; da er nach dem Glückswechsel einige Zeit leidend war, mußte er

seiner Frau Alles überlassen. Die Beseitigung einer Angelegenheit, die sie mit der größten Hast betrieb, überließ er ihr ohne nur einmal nach dem Ausgange zu fragen. Sie nahm die Schulbaurechnungen vor, und nachdem sie die fehlende Summe genau zusammen gerechnet, ersetzte sie dieselbe von dem Gelde, welches sie von den Curatoren zu ihrem eigenen Bedarf gefordert. Nun athmete sie wieder frei. Es hatte wenig gefehlt, daß sie Alle dem Untergange verfallen wären; dem Elend, welches verlorene Ehre bringt; aber Gott sei gedankt, die Krisis war glücklich vorüber; sie waren der Gefahr entronnen.

Sie — nein, er, er war entronnen; aber Josephine hatte aufgehört, selbst nur im Gedanken ihre Interessen von denen ihres Mannes zu scheiden. Sie sah wohl die Linie, welche zwischen bedachter Schlechtigkeit und unseliger Schwachheit gezogen werden muß, obgleich Beide oft dasselbe Ziel haben. Nicht für einen Moment verbarg sie sich, was für ein Mann ihr Gatte sei, aber so lange sie die Macht hatte ihn vor sich selbst und ihre Kinder vor ihm zu schützen, da fürchtete sie nichts. —

Mit einem vollen Herzen, schmerzlicher bewegt als nur irgend Einer es ahnte, verließ Josephine das Häuschen, in welchem sie erst so glückliche, dann so viele sorgenvollen Tage verlebt, und mit dem so mannigfache Erinnerungen verknüpft waren. Die Worte „scheiden für immer" heiligten ihr den Ort und ließen sie Schmerz empfinden, als ihr Mann gleichgültig erklärte, er schüttle den Staub von seinen Füßen und hoffe das

schreckliche Nest nicht wieder zu sehen. Sie erwiderte indessen nichts und fuhr schweigend an der Seite ihres Gatten in ihrer eigenen bequemen Equipage durch lachende Gefilde nach dem altersgrauen Thor von Oldham Court.

Josephine hatte den Landsitz nie früher gesehen. Herr Oldham hatte mehr als einmal den Plan gehabt, sie hinzuführen, doch kam es nie dazu; jetzt beim ersten Erblicken desselben schlug ihr Herz wunderbar bewegt und öffnete sich gleich voll Freude dem neuen Besitzthum, das ihr wie das Ideal der Heimath vorkam, von der sie so lange geträumt und nach der sie sich gesehnt. Grau, einsam, still und ruhig lag das große Gebäude mit seinen eigenthümlichen altmodischen Giebeln, und langen, niedriggehenden, englisch gothischen Fenstern, es war keine gräfliche Residenz, nur ein Haus, in dem man ruhig und behaglich leben konnte, bis der Tod kam. Mit einer Regung dankbaren Entzückens fühlte Josephine, daß hier wirklich die von ihr langersehnte Ruhe zu finden sein würde, wo keine Stürme sie erreichen, keine grausamen Hände sie fortweisen könnten. Jetzt mußte doch ihr Mann zufrieden sein; und sie richtete diese Frage an ihn.

„Zufrieden? O — ja. Ein hübsches Haus, nur etwas seltsam gebaut und altmodisch. Wie schade, daß wir es in demselben Zustand erhalten müssen und es nicht in eine neue moderne Form umwandeln dürfen, da würde es sich besser zu einem Wohnsitz für uns eignen."

„Meinst Du?"

Mehr erwiderte Frau Scanlan nicht, sie hatte es aufgegeben mit ihrem Manne zu argumentiren.

In der offenen Halle des Hauses standen alle ihre Kinder sie erwartend, eine hübsche Gruppe junger kräftiger Gestalten, die wohl Herrn Oldhams Wahl rechtfertigten, daß diese Familie seiner eigenen ausgestorbenen folgen solle. Hinter ihnen kam eine lange Reihe neuer Dienstboten, männliche und weibliche, an ihrer Spitze Bridget, die jetzt als „Frau Halloran" dastand und ihre Stellung als langjährige vertraute Dienerin der Familie mit dem bekannten Geschick der Irländerinnen sogleich aufgenommen hatte und ausfüllte. Dies war eigentlich gegen ihres Herrn Willen geschehen; er hatte den Vorschlag gemacht, sie mit einer lebenslänglichen Pension nach Irland zurückzuschicken; bis er sich überlegte, daß es seinem Hause, ja seiner Familie ein größeres Ansehen gäbe sagen zu können: „Unsere Haushälterin, die schon zwanzig Jahre bei uns ist." Als Herr Scanlan jetzt an ihr vorüberging, die in ihrem schwarzseidenen Kleide und weißen Mützchen sehr sauber und respectable aussah — denn Bridget war jetzt gegen die irische Natur ordentlich und sauber geworden — ließ er sich sogar herab auf ihren Gruß patronisirend zu sagen: „Nun, wie geht es Ihnen?" und von ihrer Verabschiedung war ferner keine Rede mehr.

In der Theorie und Poesie ist der plötzliche Wechsel von Armuth zu Reichthum leicht, natürlich und angenehm; in der Praxis ist es anders. Mag eine Familie noch so gebildet und fein sein, wenn sie früher mit Noth und Dürftigkeit zu kämpfen hatte, so bleibt

doch eine leise Färbung der früheren Verhältnisse an ihr haften. Ich kannte eine Dame, welche ruhig gestand, es sei ihr schwer geworden dem Diener zu befehlen: „Bringen Sie die Lichte — statt des Lichtes;" und ohne Zweifel war die Familie Scanlan bei ihrem ersten Auftreten als reiche Leute derselben Sorge ausgesetzt.

Die jüngeren Glieder fanden ihre neuen schönen Kleider Anfangs sehr lästig. An die süße Freiheit der Armuth gewöhnt seufzten sie etwas unter dem Druck der goldenen Fesseln. Sie zankten mit den neuen Dienern, lachten und scherzten über die würdevolle Feierlichkeit des Haushofmeisters und des Lakeien, und machten so viel Störungen, daß es eine Erleichterung war, als die beiden anderen Knaben auch zur Schule gesandt wurden, nachdem Cäsar schon nach Oxford abgegangen und nur die drei Töchter zu Hause blieben, Oldham Court zu schmücken und zu verschönern. Auch die Mädchen in eine fashionable Pension Londons zu schicken, wie der Vater es für recht und schicklich fand, verweigerte Josephine entschieden. Eine vorzügliche Erzieherin wurde angenommen, und nach und nach kam der Hausstand in eine behagliche Ordnung.

Nachdem dieser Zustand eingetreten und Josephine sich daran gewöhnt hatte, ihre Kinder in der neuen Stellung zu sehen, in der sie sich gleich gebildeten, wohlerzogenen Knaben und Mädchen benahmen, statt wie sonst mit der wilden Dorfjugend umherzulaufen, da schlug der Mutter Herz hoch vor Freude. Die sieben Jahre der schrecklichen Angst und Ungewißheit schienen

ausgelöscht und ihre Zukunft, oder besser die ihrer Kinder, denn schon lange hatte Josephine keine als diese — lag wie eine sonnige Landschaft vor ihr. Dies Glück war der Sorge werth. Es war ja nur ihr eigener Schmerz gewesen, den sie still getragen. Sie lächelte jetzt oft mit einer Art Bitterkeit, wenn sie bedachte, welche unnützen Gewissensbisse sie sich gemacht darüber, daß sie ihrem Manne das Geheimniß vorenthielt. Er schien es gar nicht mehr zu fühlen. Nachdem der erste Ausbruch verwundeter Eitelkeit vorüber, hatte er der Sache nie wieder Erwähnung gethan, ja er mochte sie wohl ganz vergessen haben. Um gerecht gegen ihn zu sein, er war nicht Einer, der etwas „nachtrug," er vergaß jede Kränkung ebenso schnell, wie eine Wohlthat. Ueberdies werden so manche Beleidigungen vermieden und nicht gefühlt durch Menschen, welche ihr Thun nicht nach dem, was Recht oder Unrecht ist, einrichten, sondern nach dem, was sich gut für sie paßt.

Sobald Edward Scanlan seine Gesundheit wieder erlangte, was allem Anschein nach schnell genug geschah, fing er an, seine veränderte Lebenslage auf das Beste zu genießen, sie weniger als ein Geschenk der Vorsehung, mehr als das Abtragen einer lang anstehenden Schuld betrachtend. Nach einigen Monaten hatte er seine Existenz in Ditschley so ganz vergessen, wie der Schmetterling sein Leben als Raupe vergißt und mit vollen Schwingen gehabte er sich als Herr und Eigenthümer des schönen Oldham Court. Er sprach von „meinem Besitzthum," als habe er dieses stets sein genannt, nur zuweilen brummte er etwas über das altmodische Haus und daß

es jeder Stadt so fern lag. Edward Scanlan, der mit der Maxime aufgewachsen war, daß der Preis den Werth einer Sache bestimme, konnte sich nicht mit dem gothischen Baustyl befreunden.

Für seine Gattin war es ganz anders; vom ersten Augenblick an hatte sie Oldham Court als ihre Heimath betrachtet, in der sie bis zu ihrem Tode leben würde, wo dann ihre Kinder es wieder so halten sollten. Denn Josephine war an jenen Lebensabschnitt angelangt, da wir unwillkürlich an unser eigenes Zurückziehen zu Gunsten unserer Nachfolger denken, an die junge Generation, welche in Zukunft unseren Traum des Lebens weiter führen wird, das uns schon wie ein „Schatten, der entschwindet", zu erscheinen anfängt. Während Josephine so an ihre Kinder und Enkel dachte, welche das Besitzthum nach ihr erben würden, sah sie, wenn sie das große schöne Haus durchwanderte, manche Schattengestalten der Verstorbenen darin schweben. Sie liebte dieses erloschene Geschlecht und mit großer Sorgfalt bewahrte sie die Familienbilder, welche in den Gängen und der Halle hingen. In ihren Mußestunden, deren sie jetzt genug hatte, saß sie gern in der kleinen Kirche, die zum Entsetzen ihres Mannes dem Hause so nahe lag, daß die Fenster des Speisesaales auf den Friedhof schauten. Herr Scanlan hatte diesen gleich mit einer hohen Einfassung umgeben lassen, doch konnte Josephine ihn aus ihrem Schlafzimmer noch sehen und in stillen hellen Mondnächten oder bei Sonnenaufgang blickte sie gern auf den kleinen Gottesacker und es erfüllte sie ein Ge-

fühl des Behagens, daß sie einst dort begraben werden würde.

Die verstorbenen Oldhams ruhten dort in Frieden, von dem Kreuzfahrer an, der mit seinem Hunde zur Seite abgebildet war, bis zu den beiden Gatten aus dem Mittelalter, welche ohne Köpfe neben einander knieeten mit einer langen Reihe von Kindern hinter sich, bis dann nach mancher Generation das Grab vom Vater des Rectors als letztes Monument kam, über dessen Haupt ein häßlicher Engel schützend schwebte. Frau Scanlan amüsirte sich oft damit, die altenglischen und lateinischen Inschriften zu entziffern; um ihre Knaben zu unterrichten, hatte sie die letzte Sprache sich selbst gelehrt. Diese Epitaphien waren rührende Denkzeichen einer Familie, die, wenn sie auch nicht adlig gewesen, doch sehr geehrt und geachtet sein mußte, sonst hätte sie sich nicht so lange über dem Meer der Vergessenheit erhalten können. Denn es ist überraschend, wie schnell ein Geschlecht, welches das Element des Verfalles in sich trägt, von hohem Ansehen zum Nichts herabsinken kann.

Als Josephine auf diese Art die Ueberreste eines erloschenen, doch nicht gesunkenen Geschlechtes betrachtete, fühlte sie das edle Blut der alten de Bougainville's sich wunderbar in ihr regen. Der Wunsch eine Familie zu gründen oder besser wieder auferstehen zu sehen, nach dem Tode in ihren Nachkommen fortzuleben, für sie zu arbeiten, zu wirken und ihnen die Frucht ihres Schaffens zu hinterlassen — eine Leidenschaft, für welche Männer so viel geopfert — erstieg in dem Herzen dieser Frau mit einer Stärke, deren wenige Männer fähig gewesen,

weil zu ihr sich noch das mächtige Gefühl der Mutterliebe gesellte. Ihr Ehrgeiz — denn Josephine besaß diese Eigenschaft — aufgegeben für ihr Leben, ging zu jenen Tagen hin, da sie und ihr Mann in Frieden ruhen und ihre Kinder den Reichthum geerbt haben würden, dessen sie sich doch nicht ganz vollkommen erfreuen konnte. Besonders träumte sie viel von der Zeit, wenn Cäsar an ihrer Statt der Herr von Oldham Court sein würde.

„Ja," dachte sie, „mein Sohn muß früh heirathen, er ist in der Lage es zu können, und er wird schon ein Mädchen nach meinem Herzen wählen, der ich dann eine gute Schwiegermutter sein will. O wie werde ich so stolz auf diese dritte Generation sein!"

Diese Pläne entwarf sie, und blickte mit blinden Augen in die Zukunft, wie wir ja Alle thun. Doch glaube ich, daß dieses Träumen sie glücklich machte; glücklicher als sie viele Jahre gewesen.

Eine kleine Wolke stieg leider bald an ihrem klaren Horizonte auf, der so wunderbar hell war, wie sie es kaum noch erhofft; denn selbst ihr Mann schien in der neuen Gestalt der Dinge, in der Befreiung von aller Sorge ein anderer geworden zu sein und seiner Frau keinen Kummer mehr machen zu wollen. Er war wirklich zufrieden, er hatte aufgehört, an Allem zu tadeln, Josephine konnte etwas vernünftig mit ihm besprechen und er benahm sich freundlich, ja liebreich. Sein guter Engel — der, wie ich glaube, selten einen Menschen ganz verläßt — stand ihm zur Seite und wenigstens für die ersten drei Monate in Oldham Court war Alles licht

und sonnig für den Hausherrn, und somit für die ganze Familie.

Dann erhob sich der erste dunkle Schatten. Da die drei jungen Damen des Hauses nun eine Erziehung erhalten mußten, um unter den ersten Familien der Grafschaft ihren Platz einzunehmen, war eine der vorzüglichsten Erzieherinnen, welche nur zu erlangen war, in das Haus genommen worden, die ein etwas strenges System entwickelte. Bei Gabriele und Katharine war dies ganz gut angewandt, die klugen, hübschen und gesunden Mädchen lernten schnell und leicht; doch bei Adrienne, welche fast alt genug war, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden, war es ein anderer Fall.

Ach, die arme Adrienne! sie würde niemals eine Erscheinung werden, mit der man in der Welt Staat machen konnte. Sie war weder geistreich, noch hübsch; nein ihr Aeußeres war sogar schlimmer als unscheinbar, da ihr armes schwaches Kreuz ein Wenig schief geworden, was durch das Sitzen bei den Büchern noch vermehrt wurde. Schon war es nöthig ihre Figur durch allerlei Kunstgriffe zu verschönern und zu verdecken, wobei die Mutter all ihre französische Geschicklichkeit zur Hülfe nahm; auch trug das sanfte blasse Gesichtchen des jungen Mädchens schon den Ausdruck, welcher verwachsenen Personen eigenthümlich. Adrienne selbst war sich dieser Mängel auf das Peinlichste bewußt. Neben ihrer Mutter stattlicher Würde, neben Gabrielens schlanker graciöser Gestalt sah sie sehr schlecht aus, und das machte sie scheu und schüchtern und ließ sie der Gesellschaft fern

bleiben. Noch andere Umstände, welche sie nur zu schnell entdeckte, vermehrten dies Gefühl.

„Ich begreife nicht, Josephine, weshalb Du Adrienne stets im Gesellschaftszimmer haben willst,“ sagte der Vater, und nicht immer so vorsorglich, daß das Mädchen es nicht gehört. „Sie macht sich nichts daraus dort zu sein, und als Schmuck desselben dient sie wahrlich nicht. Laß sie fort — laß sie durchaus im Dunkel bleiben!“

Und Adrienne zog sich in den Schatten zurück, gleich vom ersten Tage an, da sie nach Oldham Court kam, besonders wenn Besuch da war, was zu Herrn Scanlans Aerger und Ueberraschung selten genug geschah.

„Natürlich werden die guten Familien der Grafschaft uns Alle aufsuchen,“ sagte er immer von Neuem und er verlangte, daß Josephine täglich während gewisser Stunden zum Empfange der Visiten bereit im Gesellschaftszimmer säße. Er schrieb ihr unaufhörlich Gesetze die Etiquette betreffend vor, selbst in den kleinsten Dingen, indem er ihr sagte, sie fasse ihre Stellung nicht auf die richtige Weise auf.

„Meine Liebe, Du hast so lange fern von der Welt gelebt, wenn Du überhaupt jemals darin warst, daß Du die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft nicht so kennst wie ich.“

„Möglicher Weise nicht,“ erwiderte sie mit einem halb belustigten, halb sarkastischen Lächeln.

Dennoch that sie ihrem Manne den Willen, es war nicht werth ungehorsam zu sein. Ueber kleine, unbedeutende Dinge stritt sie nie.

Es kamen Besucher, aber leider nur Bekannte aus Ditschley, die in Miethkutschen oder Einspännern vorfuhren; noch hatte nicht eine Equipage mit zwei Pferden den gothischen Thorweg von Oldham Court passirt. Frau Scanlan begrüßte ihre Gäste herzlich und erwies ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten.

„Weshalb sollte ich es nicht," entgegnete sie ihrem Manne, als dieser Einwendungen machte. „Sie benahmen sich freundlich zu mir, als ich arm war, und überdies sind sie ehrenwerthe Menschen, die ich gern mag."

„Das sind nicht ausreichende Gründe, die einstige Bekanntschaft fortzusetzen, und ich wünsche, daß dies nicht mehr geschieht, als unumgänglich nothwendig ist," sagte Herr Scanlan in dem etwas dictatorischen Ton, den er zuweilen annahm.

Josephine erröthete, doch antwortete sie nicht. Sie erwiderte jetzt selten ein Wort, wenn sie bei einer Sache anderer Meinung war. Es war wunderbar, wie wenig eine hübsche anregende und belehrende Unterhaltung, welche das Leben zwischen Gatten so angenehm macht, in dieser Ehe vorkam, die doch schon so lange Jahre währte.

Als Herrn Scanlan's Erwartung von Besuchern, passenden Besuchern, sich in eine ärgerliche Enttäuschung verwandelt hatte, kam er eines Tages in großer Aufregung nach Hause. Er hatte auf dem Wege zu ihm die beiden jüngsten Söhne seines nächsten Nachbars, des Grafen von Turberville getroffen, welche die Er-

laubniß einholen wollten, auf seinem Jagdrevier schießen zu können.

„Ich hätte sie zum Frühstück mitgebracht, doch fürchtete ich, Du würdest nicht auf die passende Weise dazu eingerichtet gewesen sein; aber sie werden morgen kommen. Sorge ja, Josephine, daß Alles auf's Beste sei, und kleide Du selbst Dich sehr elegant an. Wer weiß, ob der Graf und die Gräfin nicht die Söhne begleiten. Einer derselben sagte mir, sein Vater habe etwas ganz Besonderes mit mir zu sprechen."

In den nächsten vierundzwanzig Stunden war Herr Scanlan in unbeschreiblicher Aufregung, wobei er seinen Haushofmeister und die Diener unablässig quälte, bis diese ihm höflich andeuteten, sie hätten stets in vornehmen Familien gelebt und verständen ihre Obliegenheiten vollkommen; mehr als Alle aber peinigte er seine Frau, welche seine abgöttische Anbetung für Rang und Titel, die stets ein Charakterzug des irischen Vicares gewesen, durchaus nicht theilte. Lange vor der Frühstückszeit bestand er darauf, daß sie sich ins Empfangszimmer begebe, und obgleich Josephine eine sehr elegante Toilette gemacht, war sie ihm doch nicht prachtvoll genug.

„Ach, Josephine," sagte er seufzend, „ich sehe, wie wenig Du meine Worte beachtest; ich gebe es auf, daß es mir gelingen wird, Dich auf die richtige Höhe Deiner Stellung zu erheben."

Die bestimmte Stunde kam, doch die Gäste erschienen nicht, und nachdem man bis drei Uhr gewartet, bestand Frau Scanlan darauf, daß man sich zum Frühstück niedersetzte. Sie hatte kaum ihren Platz eingenom-

men, als die beiden Jünglinge eintraten, etwas derbe junge Burschen, die auch nicht vorschriftsmäßig gekleidet waren; doch sobald sie die Frau vom Hause am oberen Ende des Tisches sahen und eine Dame in ihr erkannten, änderten sie ihr Benehmen; ihre angeborne Feinheit zeigte ihnen, daß sie sich einer Unhöflichkeit und eines Irrthumes schuldig gemacht. Sie brachten viele Entschuldigungen vor über ihr spätes Kommen, aber einen Grund dafür gaben sie nicht an, noch erwähnten sie ein Wort davon, daß der Graf und die Gräfin sie nicht begleitet, sie schienen keine Idee davon zu haben, daß jene erwartet waren. Auch Josephine sprach nicht davon, sie wußte ja, wie viel ihr Mann in seiner Phantasie sich vorspiegelte.

Ihr gefielen die jungen Männer im Grunde, die so eben von Eton gekommen und sich jetzt wohlerzogen und liebenswürdig benahmen; die Unterhaltung wurde allgemein und belebt. Der älteste der Brüder suchte auf feine Weise herauszuhören, wer Frau Scanlan war und wodurch ihr die Erbschaft zugefallen. Endlich wagte er die Frage, ob sie nicht eine entfernte Verwandte des Herrn Oldham sei; als seiner Neugier nur ein kurzes Nein ward, verbarg er seine Verlegenheit, indem er sich in eine lange Erklärung einließ, wie die Oldham's und Turberville's die ältesten Familien der Grafschaft wären, und mit kurzen Unterbrechungen seit Wilhelm dem Eroberer in Streit gelegen.

„Sie waren Sachsen und wir sind Normannen, so konnten wir nicht anders als uns befehden."

„Natürlich nicht," erwiderte Frau Scanlan und gab

dem Gespräch durch irgend eine unwichtige Bemerkung eine andere Wendung; aber der Hausherr nahm es eifrig wieder auf, indem er sagte:

„Meine Gattin stammt auch von den Normannen ab. Sie ist eine Tochter des Vicomte de Bougainville, eine sehr alte und hochangesehene Familie.“

„O,“ erwiderte der junge Mann und fügte mit einer Verbeugung hinzu: „Cela va sans dire.“

„Was sagte der Herr?“ fragte der Wirth, aber seine Frau verhinderte mit flammendem Erröthen (o, wie oft wurde sie an dem Nachmittage verlegen) die Antwort, indem sie schnell fragte, ob die jungen Leute schon auf dem Continent gewesen wären, und dadurch die Unterhaltung weit ab von sich und ihren Vorfahren führte.

Ruhig saß sie da, und sah in ihrem prachtvollen, gothischen Eßsaal wie ein schönes Bild aus dem Mittelalter aus, dennoch saß sie die ganze Zeit wie auf Dornen. Es war seit vielen Jahren das erste Mal, daß sie ihren Mann in Gesellschaft sich bewegen sah, und der Anblick war nicht angenehm. Die Gewänder des Reichthumes stehen nur wirklich feinen und edlen Gestalten. Mancher, der in schlichten Kleidern ganz anständig aussieht, erscheint in Sammet und Spitzen wie ein Lakei. Der schwarze Anzug des Geistlichen ließ Edward Scanlan besser, als ihm jetzt die immer wechselnde Kleidung und die bunten Farben standen. Zuweilen erschien er als Modeherr, dann wieder als der reiche Grundbesitzer, oder der Repräsentant einer alten Familie; niemals recht einig mit sich, welchen Charakter er annehmen solle, denn alle waren ihm gleich fremd. Der

einfache Plan alle Schwierigkeiten zu vermeiden, indem er immer er selbst war, der Gedanke kam diesem schlauen Irländer nicht.

Trotzdem konnte er nicht dafür, es war einmal seine Natur; aber für seine Angehörigen blieb es darum gleich peinlich. Man spricht von dem Bußgewand von Cameelhaar, welches liebliche Frauen unter ihrem Sammet, Atlas und Spitzen trugen. Ich glaube, eine Frau, die mir sehr theuer war, wußte, was ein solches härenes Gewand bedeutet.

Nachdem die Gäste fort waren, kam Adrienne leise in das Gesellschaftszimmer. Ihre Mutter stand am Fenster und schaute auf die fernen Berge, über welche die Lichter und Schatten dahinschwebten; leise fühlte sie ihre Hand erfaßt. Sie wandte sich augenblicklich um:

„Mein kleines Mädchen!" sanft strich sie über Adriennens schönes Haar, das Bridgets Stolz war, „meine liebe Tochter, mich soll es wundern, ob Du jemals heirathen wirst. Ich hoffe beinahe nicht." Dann fügte sie schnell hinzu: „Ich würde Dich so sehr vermissen, und überdies können unverheirathete Frauen ganz glücklich sein!"

„Das weiß ich, besonders wenn sie eine so theure Mutter wie die meinige haben, für sie zu leben," erwiderte Adrienne zärtlich; aber ein liebliches Erröthen übergoß dabei ihr Gesicht, so daß Frau Scanlan, überrascht über des Kindes tiefes Empfinden, das Gespräch abbrach. Ja sie bereute es sogar, einen Gegenstand berührt zu haben, über den Adrienne doch nur theoretische Ansichten haben konnte. Obgleich sie bald siebzehn Jahre

zählte, war sie noch sehr kindlich, und sie hatte, so lange sie lebte, kaum mit einem jungen Mann gesprochen, Herrn Summerhayes ausgenommen; ihn konnte man aber im Vergleiche zu ihr keinen jungen Mann mehr nennen.

Diese Schreckensgestalt aus Josephinens ehelichem Leben schien wirklich von ihrem Horizonte verschwunden zu sein. Unter den Beglückwünschungsschreiben, welche sie in letzter Zeit erhalten, war auch ein Brief von ihm gewesen, aber ihr Mann hatte ihn gelesen und sogleich verbrannt, indem er murmelte: „was dem Menschen wohl einfalle", und so wurde nicht mehr darüber gesprochen.

Sie hörte zufällig, daß der Maler in Rom in kümmerlichen Verhältnissen lebte, und hoffte, daß er ihrem Gatten nicht weiter nachtheilig werden würde Ja, er dauerte sie sogar, wenn sie sich seines amüsanten Wesens erinnerte, als er bei ihnen in Ditschley war, da sie noch so arm waren, wie er jetzt. In dem Frieden, welcher sie jetzt umgab, konnte sie sogar an ihn, der ihr manchen Kummer bereitet, voll Mitleid denken.

Herr Scanlan kam in sehr froher Stimmung zurück; er hatte seine Gäste auf ihre Pferde steigen sehen und die seinigen waren als viel schöner bewundert worden.

„Ja sie gaben es zu, und wünschten wohl so schöne Thiere in ihrem Stall zu haben, aber der Graf ist arm wie eine Kirchenmaus, das weiß Jedermann. Hübsche junge Männer, ich hoffe wir werden sie oft sehen! Sei ja zu Hause, Josephine, wenn die Gräfin ihren Besuch macht! Diese Art Leute müssen wir zu Freunden haben,

nicht jene schrecklichen Menschen aus Ditschley, die einst ganz gut waren, aber sich jetzt nicht mehr für uns eignen und immer weniger zu uns passen werden; wie ich Dir hiermit prophezeihe. Ha! ha! meine Liebe, Du weißt nicht, was ich weiß. Wie würde Dir ein Wappen vor Deinem Namen gefallen? Was sagtest Du wohl: „Mylady" genannt zu werden?"

Er umfaßte seine Frau und küßte sie in großer Erregtheit.

In ihrem ruhigsten und sanftesten Tone sagte Josephine:

„Edward, setze Dich zu mir und erkläre mir, was Du meinst."

Es ward ihr schwer ihn sogleich zu verstehen, auch war ihr Unglaube an die ihr lächerlich und unmöglich scheinende Sache ihr im Wege. Aber ein Billet oder besser ein Memorandum, welches der älteste der beiden Brüder ihrem Manne vor dem Fortreiten gegeben, machte es Josephinen leichter, das Ganze nicht für eine Unmöglichkeit zu halten.

War der Earl von Turberville auch arm, so war er doch ein großer und kühner Politiker und sehr tief in das Vertrauen der Regierung eingeweiht, der gerade so wie ihn selbst daran lag sich den Einfluß der bedeutenden Grundbesitzer zu sichern. Zu diesen gehörte vor Allem der Eigenthümer des schönen Oldham Court. Sr. Lordschaft hatte deshalb einen Plan entworfen, Herrn Scanlan als die geeignetste Person als Haupt einer Deputation wählen zu lassen, die eine Adresse zu irgend einem zu erwartenden Ereigniß dem Hofe über-

bringen solle; gewöhnlich wurden diese Herren geadelt. Es war natürlich ein kühner Streich, doch nicht schlimmer, als viele jener Wagnisse, welche in politischer Beziehung in unserem freien und unabhängigen Vaterlande täglich ausgeführt werden. Herr Scanlan war von der Idee entzückt, auch durchaus nicht überrascht, daß man seinen großen Verdiensten solche gebührende Anerkennung zolle.

„Was soll ich dem Grafen antworten?" fragte er, nachdem er seiner Wonne über die zu erwartenden Vortheile Ausdruck gegeben.

„Hast Du nicht schon geantwortet?" erwiderte seine Gattin mit einem forschenden Blick.

„Nun ja — um die Wahrheit zu sagen — da ich mir nicht denken konnte, Du würdest so thöricht sein etwas gegen die Sache einzuwenden, so ließ ich Lord Turberville melden —"

„O, ich verstehe. Du hast schon geantwortet; weshalb fragst Du mich jetzt nachträglich um Rath?"

Das war wieder eine seiner kleinen Listen und der feigen Verstellungen, welche diese offene wahrheitstreue Frau so außer sich brachten; aber sie mußte dies tragen, wie sie so Vieles zu ertragen hatte. Was die Sache selbst anbetraf, die Frage, ob sie „Mylady" genannt werden sollte, so kümmerte sie sich nicht im Geringsten darum. Ich glaube, sie würde stolz gewesen sein, wenn ihr Mann auf irgend eine edle würdige Weise einen Titel erlangt hätte, aber auf diesem Wege, denn sie durchschaute die Beweggründe des Grafen augenblicklich, konnte es sie weiter nicht erfreuen.

„Thu, wie Du willst, Edward, es ist mir gleich, ob ich Frau oder Lady Scanlan bin."

„Scanlan! Ja, das ist das Schlimme. Unser Name ist so schrecklich gewöhnlich. Wenn Herr Oldham uns noch den seinen gegeben, der Graf wundert sich, wie mir sein Sohn ausdrückte, daß es nicht geschehen. Meinst Du nicht, Josephine, wir könnten ihn annehmen?"

Frau Scanlan betrachtete ihren Mann mit unverhehltem Staunen.

„Nein, gewiß nicht. Wenn Herr Oldham dies gewünscht, so würde er es gesagt haben. Ueberdies Deinen Namen, den Deines Vaters aufgeben —"

„Ach, der alte Mann ist ja todt, er weiß nichts davon, und was für ihn gut war, paßt nicht für mich. Ich bin in der Welt emporgekommen, wer fragt nach meinen Vorfahren? Je weniger wir von ihnen sprechen, desto besser."

„Ist das Deine Ansicht?" sagte Josephine, und die Erinnerung an die gute alte Frau — keine Dame — doch eine echte liebe Frau, deren großmütterlichen Arme ihr erstgeborenes Kind empfangen hatten, überkam sie, und an den alten Mann, der obgleich er nur gewöhnlich und alltäglich war, doch ein Herz besessen hatte, denn es war aus Schmerz darüber gebrochen, daß sein Fall Frau und Kind der Armuth preisgegeben. Hatte Josephine ihre Schwiegereltern nie besonders geliebt und nur um ihres Edward willen ihre Schwächen ertragen, so gedachte sie doch jetzt ihrer mit Zärtlichkeit. Und selbst die langen Jahre hindurch, mehr voll Kummer als Glück, daß sie den Namen getragen, hatten ihr den-

selben lieb gemacht, durch den Schmerz war ihm eine Art Heiligkeit in ihren Augen gekommen.

„Nein," begann sie nach einer Pause, „laß uns unsern Namen nicht ändern, ich würde mich stets nur als Frau Scanlan betrachten."

„Josephine, wie kannst Du so einfältig sein?" rief ihr Gatte gereizt. „Ich hoffe, ich bin mindestens so klug wie Du, und mir scheint der Plan vortrefflich. In der That," — er faltete seine Hände und richtete seine schwarzen leuchtenden Augen zum Himmel — „ich meine, diese Gelegenheit vorüber zu lassen, würde eine Undankbarkeit gegen die Vorsehung sein, es hieße den rechten Moment nicht benutzen mich in der Lebenssphäre auszuzeichnen, zu welcher, wie unser würdiger Katechismus sich ausdrückt, es dem Herrn gefallen hat, mich zu berufen. Denn ich bin eigentlich noch ein junger Mann, noch lange nicht fünfzig Jahre, ich kann siebenzig werden wie mein Vater. Und war der Deinige nicht vier und siebenzig Jahre, als er starb? Wie wär' es —" er sprang empor von einer so plötzlichen und brillanten Idee ergriffen, daß er diese nicht für sich behalten konnte.

„Wie wär' es, da Du so sehr gegen den Namen Oldham bist, wenn wir, mein geliebtes Weib, einen annähmen, der uns, oder wenigstens Dir gehört? Denke, wenn wir uns bei Deinem Mädchennamen, de Bougainville nennten?"

Josephine wurde todesblaß. Alles Blut ihres Herzens schien einen Moment stille zu stehen und dann in verwirrenden heißen Fluthen zurückzuströmen. Sie ver-

suchte zu sprechen, aber der Hals war ihr wie zugeschnürt. Nach einer Pause sagte sie:

„Warte — es kommt so plötzlich — laß mich ruhig nachdenken!"

Sie setzte sich abseits von ihm nieder und legte die Hand über ihre Augen; sie wandten sich nicht zu ihrem Gatten, sie suchten nicht um Trost, Hülfe und Ermuthigung bei ihm, denn diese konnten sie doch nicht finden. Ganz still saß sie da und ihres Mannes unaufhörliches Schwatzen rauschte wie ein Strom unbeachtet an ihrem Ohre vorüber.

Ihres Gatten Vorschlag hatte sie mächtig ergriffen. Es lebte in Josephine etwas, das sie mit aller Kraft niedergedrückt, so daß ihr Mann es nie geahnt, das starke „aristokratische" Gefühl; nicht in Edward Scanlan's Sinn — die bloße Anbetung eines Titels — nein das Vorurtheil zu Gunsten dessen, was das Höchste und Beste in Geburt, Manieren und Betragen ist. Obgleich sie nie davon sprach, so war doch ihr Stolz auf diese Vorzüge sehr groß. Die Letzte der de Bougainville's liebte ihren Namen und ihre Familie mit einer Zärtlichkeit, welche gleich der Liebe für einen Gestorbenen, die Glorie des erloschenen Geschlechtes, war. Es wieder ins Leben zu rufen, ihren Kindern und durch sie deren Nachkommen nicht allein das Blut, sondern auch den Namen der geliebten Vorfahren zu geben, das war ein so entzückender Gedanke, daß er sie fast schmerzlich bewegte.

„Nun Josephine? Mein Himmel, wie Du auffährst!

Du hast mich fast erschreckt. Was sagst Du zu meinem Plan?"

„Führe mich nicht in Versuchung!" antwortete sie mit einem halb krampfhaften Lachen. „Wie Bridget sagt: „Laß schlafende Hunde ruhen!" Wenn ich erst anfange an solche Möglichkeit zu denken, meinen Sohn Cäsar als einen Cäsar de Bougainville zu sehen, es gab sechs Generationen derselben und alle ältesten Söhne hießen Cäsar, alle waren brave, tüchtige Männer, mein Vater war der Letzte seines Stammes. Ah mon Dieu, mon père — mon père!"

Sie brach in einen Thränenstrom aus.

Herr Scanlan war ein Wenig verlegen, fast ärgerlich; doch da er kein feinfühlender Mann war, noch sich durch das Errathen von Motiven auszeichnete, so schob er seines Weibes große Bewegung auf die Erregung, welche der Gedanke „Mylady" oder gar Lady de Bougainville zu werden, hervorgerufen; es war dies ein so entzückend gentiler Name. Er berührte leise ihre Schulter und bat sie, doch nicht Alles so schwer zu nehmen, sie würde sich schon daran gewöhnen, und dann, da er nichts mehr haßte, als eine Scene, rief er Adrienne nach ihrer Mutter zu sehen und ging schnell von dannen.

Und seine Gattin?

Sie hatte Niemand, mit dem sie sprechen oder sich berathen konnte; es sei denn, daß ihre kleine Tochter Adrienne, welche im fernsten Ende des Zimmers stand, wohin sie immer ging, wenn der Vater anwesend war, die Unterhaltung gehört und eine Rathgeberin genannt werden konnte. Das Mädchen, in manchen Dingen so

einfach, war in anderen über ihre Jahre hinaus verständig, wie die ältesten Töchter der Mütter es meist sind, welche eine Schule des Kummers täglich durchmachen. Als sie Adrienne herbeirief, sprach diese einige sehr klugen Worte, welche mehr Einfluß auf die Mutter hatten, als diese damals glaubte. Und dann erzählte sie ihr, was die Brüder ihr vertraut, wie Louis und Martin in ihrer vornehmen Schule immer mit dem „Scanlan und Co." geneckt wurden, und wie selbst Cäsar, der schöne junge Mann, erst als er sich wirklich auf der Universität auszeichnete, Zutritt zu den besten Gesellschaften Oxfords fand, sein Reichthum war Anfangs nicht ausreichend dazu gewesen. Um kurz zu sein, litt die ganze Familie unter den unvermeidlichen Schwierigkeiten der reichen Emporkömmlinge, welche sie mit der Zeit beseitigen würden, doch nur mit der Zeit. Diese abzukürzen würde besonders für die Knaben, welche darunter litten, sehr heilsam sein, und es mochte wohl für sie viel leichter werden in der Welt fortzukommen, wenn sie als die Söhne von Sir Edward und Lady de Bougainville auftraten.

Ein schwaches Argument. Es wäre kräftiger und muthiger gewesen, fest an dem Namen des Vaters zu halten und ihn durch zarte Treue zu verschönern und zu veredeln, und gewiß würden Mutter und Kinder es gethan haben, wenn der Vater ein anderer Mann gewesen. Aber ich habe es oft wiederholt, das Leben hat schon seine Ausgleichungen, man erntet, was man säet. In dieser Familie, wie in vielen andern, waren die Verhältnisse, wie sie waren und konnten nicht geändert werden.

Als Mutter und Tochter zu Tische kamen, war die Sache fest entschieden.

„Papa," sagte Adrienne, sich zu großem Muth aufschwingend, denn ihre Mutter konnte kaum sprechen, „Papa, Mama hat mir Alles erzählt und ich bin so froh. Ich hoffe es soll nach Deinem Wunsch werden. Wie hübsch es sein wird, Dich »Sir Edward« nennen zu hören. Und sieh nur Mama an in dem reizenden neuen Anzuge, den sie Dir zu gefallen angelegt — wird sie nicht eine schöne Lady de Bougainville sein?"

Fünfzehntes Kapitel.

Es wurde endlich Alles durchgesetzt, nach langem Zögern und großen Ausgaben. An einem schönen Morgen konnte Jedermann in der Times lesen, daß Sr. Ehrwürden Edward Scanlan auf Oldham Court zum Gedächtniß des Vaters seiner Gattin, des verstorbenen Vicomte de Bougainville (er selbst hatte den Artikel einrücken lassen und Jophine sah ihn zum ersten Mal gedruckt) statt seines eigenen Namens fortan den Namen und das Wappen der de Bougainvilles führen werde. Das Letztere hatte er schon mit vieler Mühe und großen Kosten erlangt und es auf jeden möglichen Gegenstand übertragen, sowohl in als außer dem Hause, auf Briefpapier und Wagenschläge, auf Silberzeug und die Stühle in der Halle. Seine Gattin redete ihm nicht hinein, das waren ja alles nur Aeußerlichkeiten.

Aber als sie zum ersten Male ihren alten Namen auf der Adresse eines Briefes sah und nach diesem langen Zwischenraum vieler Jahre sich wieder als Josephine de Bougainville unterzeichnete, da ergriff sie dasselbe wunderbare Gefühl, fast ein Herzkrampf. Es schien ihr als sei ihre Jugend zurückgekehrt, aber wie eine Art Schattenbild und mit einem bedeutenden Un=

terschiede zwischen der alten und der neuen Zeit; damals lag ihre Zukunft in ihr selbst und ganz in der sichtbaren Welt; jetzt — blickte sie, die lange aufgehört an sich und ihr eigenes persönliches Glück zu denken, nach der anderen Welt, dem jenseitigen Leben.

Ich habe gesagt, daß Josephine im Grunde keine religiöse Frau war; die Verhältnisse in ihrer Ehe waren nicht dazu angethan gewesen, sie zu solcher zu machen. Aber wir können nicht, wenigstens können es nicht manche Menschen, ganz ohne Gott in dieser Welt leben. Zuweilen überkam sie inmitten der alten Gräber, oder auf ihren einsamen Spaziergängen in der schönen Umgegend ein Sehnen nach Gott, ein Verlangen und Suchen nach ihm, obgleich in einer etwas heidnischen Art, und doch legte sich eine gewisse Beruhigung in ihr Herz, daß es stiller ward und sich weniger verlassen fühlte. Rein war es immer und die Liebe zu ihren Kindern erhielt es warm. Doch bedurfte es noch des Kummers — heiligen, von Gott gesandten Kummers, der wie der Pflug die Erde, den Boden ihrer Seele lockerte, ihn tüchtig zu machen für die späte Ernte, die, trotzdem sie so spät kam, nicht weniger reich und schön war. Bis jetzt hatte sie, trotz ihres ruhigen gehaltenen Wesens, bei aller treuen Pflichterfüllung, die sich über nichts beklagte, im Gegentheil sich über Alles so viel wie möglich freute — denn es schien ihr auch eine Pflicht sich ihres sorgenlosen Lebens zu erfreuen — immer noch das Gefühl, als liege ihr „ein Stein auf dem Herzen.“ Kein Feuer wie einst, das ewig rege Empfinden einer heißen Empörung über

Unrecht oder Erbärmlichkeit, doch aber ein Stein, eine kalte Schwere, welche niemals wich.

Dr. Waters hatte ihr zwei Verhaltungsregeln in Betreff ihres Mannes gegeben: ihn vor jeder Aufregung zu bewahren und ihn nicht lange allein zu lassen. Dies auszuführen, ohne daß er es merkte, war die Aufgabe ihres Lebens und wahrlich keine leichte; denn sie erforderte viel Geduld und viel Klugheit. Herr Scanlan, Verzeihung Sir Edward de Bougainville, befand sich jetzt sehr wohl, und konnte bei einiger Sorgfalt noch lange so bleiben; doch aber hing der dunkle Schatten über ihm, ohne daß er es wußte, ja ohne daß er es jemals ahnen durfte, denn seine schwache Natur würde gleich unterlegen sein. Aber seine Frau war sich immer der Gefahr bewußt; der Gedanke daran begleitete sie bei ihren Vergnügungen und ihren Leiden, er lehrte sie eine unbegrenzte Nachsicht gegen ihn und dabei wieder eine Kraft des Widerstandes, wenn es ihres Gatten Wohl galt, der er selbst nur zu oft entgegen wirken wollte, die sich aber durch nichts beugen ließ. Als die Liebe der Gattin erlosch, nahm das mütterliche Sorgen die Stelle ein, das Mitleid, welches eine Frau mit einem kranken, thörichten Kinde fühlt, das sie mit einer Vorsicht zu behüten hat, die oft wie eine Grausamkeit aussieht und in der doch der einzige Schutz des Leidenden liegt. So sah es jetzt in ihrem armen, verlassenen Herzen aus, das sie zuweilen kaum für dasselbe Herz hielt, welches so frisch und fröhlich in Josephine de Bougainville's Brust geschlagen, da sie noch als Mädchen, an der Seite ihres

Vaters lebte. Schon lange würde es den unaufhörlichen Sorgen und Kämpfen erlegen, würde gebrochen sein, wenn es nicht ein starkes, muthiges Herz gewesen, das einer Mutter von sechs Kindern.

Sie saß eines Tages an dem Erkerfenster ihres Zimmers, und schrieb an ihre Söhne, die in der Schule waren, als ihr Mann hastig hereintrat und sie in einem seiner Zärtlichkeitsausbrüche küßte.

„Ich gratulire, gratulire Mylady. In der nächsten Woche wirst Du mit allem Recht so genannt werden können. Ich habe so eben Nachricht von Lord Turberville erhalten. Die Adresse ist nun geschrieben und die Deputation, ich an ihrer Spitze stehend, wird morgen nach London reisen."

„Morgen! Das ist schnell, aber ich hoffe dennoch bereit sein zu können," erwiderte Josephine.

„Du!" entgegnete ihr Gatte und sein Gesicht verdüsterte sich; „meine liebe Josephine, es ist durchaus kein Grund, daß Du mit nach London gehen müßtest."

„Aber ich möchte mitreisen, möchte Dich begleiten, es scheint mir dies kein unnatürlicher Wunsch;" doch hielt sie plötzlich inne, denn sie fühlte die Unwahrheit ihrer Worte und daß sie lieber zu Hause bei ihren Kindern geblieben wäre. Aber an Dr. Waters Verordnung denkend hatte sie keine Wahl. Sie mußte mit ihrem Manne gehen, und sie sagte dies noch einmal.

Er sah sehr wenig erfreut aus, doch hielt die heilsame Ehrfurcht, welche er vor seiner Frau empfand und die Zuneigung, die ihm noch geblieben, wenn-

gleich sein selbstsüchtiges Herz keiner tiefen Liebe fähig war, seine Anmaßung in Schranken.

„Gewiß, meine theure Josephine, ist Dein Wunsch mich zu begleiten, nur natürlich und ich würde mich Deiner Gesellschaft auch recht erfreuen; aber das Londoner Leben ist Dir einmal so verhaßt, und ich werde genöthigt sein, mich viel in den höchsten Kreisen zu bewegen, dergleichen Geselligkeit liebst Du ja nicht. Zu Deinem eignen Besten möchte ich Dir rathen, zu Hause zu bleiben."

„Nein, das kann ich nicht," erwiderte sie fest und alles verwundete Gefühl zur Seite lassend blickte sie ihren Mann an, der gerade an diesem Tage recht krank aussah; ja das war das Wesen, das ihrem Schutze anvertraut, dessen körperliches und geistiges Wohl von ihrer Fürsorge abhing. Es war eine ganz der natürlichen Ordnung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib widersprechende Lage; aber die Vorsehung hatte es so geschickt, was vermochte sie dagegen zu thun? Sie konnte es nur ruhig ertragen.

„Edward," sagte sie bittend, ja bittend, denn die Nothwendigkeit gebot es, „laß mich mit Dir gehen, ich will Dir keine Bürde sein, und ich wünsche es so sehr!"

Er erhob keinen Widerstand, das hätte Mühe verursacht, doch sagte er mit ärgerlicher Miene, als er das Zimmer verließ:

„Wohl, thu denn, wie Du willst, das ist ja doch immer das Ende vom Liede."

Thu wie Du willst! Ich möchte wissen, wie lange

Jahre Josephine dies Privilegium nicht genossen. Als ihr Mann die Thür hinter sich zuwarf, seufzte sie, es war ein tiefes, lang zurückgedrängtes, leidenschaftliches Seufzen, dann erhob sie sich und begann die Vorbereitungen zur Reise.

Adrienne, die älteste Tochter, blieb als stolze, stellvertretende Regentin zurück, die treue Bridget als Beratherin zur Seite.

„Kommen Sie ja als »Mylady« zurück!" flüsterte Bridget, denn natürlich wußte sie Alles, und da sie der festen Ueberzeugung war, der Glückswechsel und jedes Gute, das seitdem über die Familie gekommen, sei nur den Verdiensten ihrer angebeteten Herrin zuzuschreiben, so war sie sehr stolz darauf.

Josephine erwiderte nichts. Vielleicht dachte sie, daß die Frau eines armen aber braven Mannes zu sein, — der das Brot im Schweiße seines Angesichtes verdiente und lieber selbst entbehrte, ehe er Weib und Kind darben ließ, die er zärtlich liebte und beschützte, eines Mannes, welcher immer die Wahrheit sprach, keine Schulden machte, seine Ehre vor Gott und Menschen rein erhielt, — mindestens ein so glückliches Loos sei, als das der reichen Lady de Bougainville.

Die Gatten traten ihre Reise an, die erste gemeinschaftliche seit ihren Flitterwochen, sie reisten en prince mit Diener und Jungfer und einer Menge Gepäck, worüber besonders Herr de Bougainville sehr entzückt war; vornehmlich als sie durch Ditschley fuhren, wo sie seit ihrem Fortgange nicht wieder gewesen. Josephine wünschte Priscilla Nunn zu sprechen, doch der

hatte ein schlaues und doch freundliches Gesicht, und der betagte Gatte zeigte sich von sehr gefälligen Manieren. Aber Eduard de Bougainville beobachtete kaum die nothwendige Höflichkeit gegen sie, und machte selbst halblaute Bemerkungen über sie. Als sie in London ankamen, lief einer der Bahnwärter — ein Mann aus Ditschley — eilig auf den alten Herrn zu, ihn unterthänig mit den Worten anredend: „Gestatten Sie mir, Mylord, Ihnen behülflich zu sein," und als Edward einen Moment später ein Buch aufnahm, welches die Dame fallen gelassen, las er darauf den Namen der Gräfin von Turberville. Man denke sich sein Entsetzen! Gleich einem jener kurzsichtigen Sterblichen, welche ohne es zu ahnen mit Engeln an ihrer Seite dahin gewandelt sind, so war er drei volle Stunden mit den Personen zusammen gereist, nach deren Bekanntschaft er so eifrig strebte, und dabei hatte er sich in einer Weise gegen sie benommen, daß sie gewiß den unangenehmsten Eindruck von ihm empfangen. Kein Wunder, daß diese Entdeckung ihn außer sich brachte.

„Wenn ich eine Ahnung gehabt, wer sie gewesen! Es war auch zu einfältig von Dir, Josephine, daß Du es nicht herausfandest, Du sprachest doch mit der Dame lange genug. Hätte ich vermuthet, es könne — der Graf sein, würde ich mich ihm vorgestellt haben. Jedenfalls hätte ich ihn anders behandelt. Es ist dies zu unangenehm."

„Ja, sehr," erwiderte Josephine trocken.

Sie sagte nicht mehr, denn sie war abgespannt und

der Lärm der Straßen Londons verwirrte sie. Sie hatten eine Reihe von Zimmern in einem „Familien-Hotel" genommen; es hatte das Haus zwar einen Anstrich düsterer Pracht, doch mißfiel es ihr und machte auf sie einen trostlosen Eindruck. Aber ihr Gatte erachtete keine andere Wohnung für Sir Edward und Lady de Bougainville passend, welche gewichtigen Persönlichkeiten sie nach einigen Tagen wurden; und hierauf empfingen sie die Gratulationen des sämmtlichen Dienerpersonales des Hotels wie auch des Wirthes selbst, der das glückliche Ereigniß der Erhebung in den Adelstand mit geradezu fabelhaften Berichten über Sir Edward de Bougainvilles Reichthum erfahren hatte.

Aber der bedeutendste Provincial-Magnat ist nur eine sehr unwichtige Person in London.

Außer der Deputation, die ihn begleitet hatte, empfing Sir Edward keinen Besuch. Er kannte Niemand und Keiner kannte ihn, wenigstens Keiner, der der Beachtung werth war. Einige Herren, die er damals bei seinem Freunde Summerhayes gesehen, suchten ihn auf; doch nahm er sie sehr kühl auf, denn er schämte sich ihrer Bekanntschaft. Obgleich die Maiversammlungen in London waren und er sehr leicht seine alten Genossen früherer Zeiten hätte auffinden können, so wollte er doch Alles vermeiden, was die Erinnerung an den einstigen armen Vicar wecken konnte. Honores mutant mores, sagt das Sprüchwort, und mindestens ist mit einem Höhersteigen in der Welt oft ein Wechsel der Ansichten vereint. Diese Eigenthümlichkeit und Charakteristik der kirchlichen Sekte der Evangelischen — wenig-

stens der braven und aufrichtigen Glieder derselben — die gerade mit Allen, seien sie arm oder reich, gering oder vornehm, gute Gemeinschaft hält, wenn sie nur ihre Ansichten theilen, war gerade das Letzte, was Sr. Ehrwürden Sir Edward de Bougainville in seinen veränderten Lebensverhältnissen beachtete.

Er ließ alle die früheren Bekannten bei Seite liegen, ebenso den Titel Sr. Ehrwürden, und richtete alle seine Bestrebungen auf die Politik und darauf, die Bekanntschaft mit dem Grafen Turberville zu machen, den er auch endlich im Unterhause auffand, dem er vorgestellt ward und von dem er einige kleinen Höflichkeiten erzwang, deren er sich sehr rühmte.

Aber die Gräfin Turberville machte Josephinen keinen Besuch, und die Hoffnung der de Bougainville's, durch ihre Vermittlung in die feine Gesellschaft eingeführt zu werden, schwand täglich mehr und mehr. Sie verbrachten ihre Tage in öder Langerweile, Vormittags zu Hause, nur auf einander angewiesen; nach dem Essen folgte eine stille schweigsame Fahrt durch Hyde Park und am Abend gingen sie vielleicht in die Oper — denn Sir Edward hatte jetzt nichts gegen solche weltlichen Lustbarkeiten — aber Vergnügen fanden sie nirgends. Trotzdem wollte er London nicht verlassen, sich nicht in Oldham Court „vergraben“ und er fand es sehr hart, daß seine Frau das verlangte. Eine der Kümmernisse bei ihrem londoner Aufenthalt war die Gleichgültigkeit, welche ihr Mann für ihre Gesellschaft an den Tag legte und der Eifer, mit dem er derselben zu entgehen sich bestrebte, was nicht allzu schwer zu begreifen ist. Ich habe Lady

de Bougainville erst in ihrem Alter kennen lernen, doch kann ich mir denken, wie die kleine Seele ihres Mannes durch die Großartigkeit ihres Charakters und Herzens sich beschämt und beengt fühlen mußte. Manche Frau ist als zu gut, zu groß und ehrenhaft für einen schlechten Gatten getadelt worden, doch können dies nur niedrige Menschen gethan haben. Lady de Bougainville hatte einen hohen Maßstab moralischen Werth zu messen und großes Mitleiden für die, welche von der höheren Stufe niedersanken; aber für jene, die von sich Vorzüge rühmten, nach denen sie nicht einmal strebten, hatte sie nur Verachtung. Für solche Leute war sie wahrscheinlich so zurückschreckend wie Abdiel für Lucifer. So ward sie es bald für eine Klasse von Menschen, die Sir Edward, da er nicht bessere Gesellschaft fand, zu seinen Genossen erkor, die im Theater, in Kaffeehäusern und Conditoreien sich um ihn drängten, neue Freunde und Schmeichler, jene „alten Bekannten", die gleich erfrorenen Schnecken im Sonnenschein des Glückswechsels immer aufthauen und sich um den reichen Mann winden mit der kriechenden Anhänglichkeit, welche schon im Voraus für eine zu erhoffende Wohlthat sich dankbar zeigt. Diese Leute durchschaute Lady de Bougainville gleich und sie haßten sie dafür. Aber ist es nicht besser, ja haben wir nicht den heiligen Trost, daß es heilsamer ist, von manchen Menschen gehaßt zu werden?

Josephine sehnte sich mehr und mehr nach Hause und sie beschwor ihren Gatten mit ihr zurückzukehren; er willigte endlich ein, nicht um ihren Wunsch zu

erfüllen, sondern weil ihre Ausgaben eine Höhe erreichten, welche ihn erschreckte. Auch bei ihm wiederholte sich das wunderbare Factum, daß er mit dem Reichthum geizig wurde. Das Geld, welches er nicht besaß, sich borgen mußte, verbrauchte er schnell, jetzt aber knauserte er besonders bei kleinen Ausgaben und zum Besten Anderer, so daß seine „geizige“ Frau, welche er oft dieser Eigenschaft angeklagt, jetzt viel freigebiger als er sich benahm.

„Ja wir wollen nach Hause oder ich werde hier ruinirt. Die ganze Menschheit hier sind Gauner und Diebe, und für je reicher sie einen Mann halten, desto mehr plündern sie ihn.“

Am nächsten Tage schon würde die Abreise erfolgt sein, wäre nicht ein unerwartetes Hinderniß gekommen.

Die Gräfin Turberville machte ihren Besuch, das heißt, sie fanden ihre Karte vor und mit derselben die Einladung zu einer großen Gesellschaft, deren sie in jeder Saison eine gab, wodurch sie ihres Mannes und ihre eigenen socialen Verbindlichkeiten löste. Es fehlten noch vierzehn Tage bis zu jener Gesellschaft und Josephine würde gleich abgesagt haben, doch ihr Gatte war entsetzt bei dem Gedanken.

„Ablehnen! Einer Gräfin etwas abschlagen! Was denkst Du eigentlich? Das ist gerade die Art der Geselligkeit, in die wir gehören, dort werde ich anerkannt werden. Auch Dir wird es nicht fehlen, wenn die Leute erst erfahren, aus wie guter Familie Du bist. Wenn Du nur etwas Deine ländlichen, kleinstädtischen

Manieren ablegen und etwas mehr in Gesellschaft glänzen möchtest."

Josephine lächelte und es trat ihr wieder jene bittere Warnung auf die Lippen, die, wie sie wußte, besser war nicht zu verstehen: „Laß Schlafendes ruhen, wecke es nicht."

Sie hatte in der letzten Zeit in diesem glänzenden, geistig erregten und anregenden Leben wohl erkannt — fast wider ihren Willen — was sie war, eine Frau, die Augen und Geist genug hatte, klar um sich zu schauen und ein Herz Vieles zu verstehen; auch das war ihr begreiflich geworden, was sie hätte sein und werden, was mit ihrem großen Vermögen anfangen können, wenn sie unverheirathet oder die Gattin eines anderen Mannes gewesen wäre. Zuweilen regte sich in ihr ein heißer leidenschaftlicher Ehrgeiz; als sie einst die Frau eines berühmten Staatsmannes sah, die mit leuchtenden stolzen Augen auf den Gatten schaute, der im Unterhause eine brillante Rede hielt, da zuckte es mit eigenen Schauern durch Josephinens Seele. So auch würde sie einem solchen Manne zugehört, ihn bewundert haben.

Doch dies waren schlimme, unerlaubte Gedanken. Sie drängte sie zurück und wandte ihre Aufmerksamkeit andern Dingen zu, besonders dem neuen schönen Anzuge, in welchem sie, wie ihr Mann sagte, den Anfang machen sollte: „in der Gesellschaft zu glänzen."

Als an jenem denkwürdigen Abend Sir Edward seine Gemahlin durch die müßigen Gaffer in den Corridoren des Hotels führte, erklärte er, sie sähe „schön"

aus; und so war es; sie schmückte die Schönheit, welche unabhängig vom bloßen Schmelz der Jugend ist. Josephine hatte auch ihr Bestes gethan gut auszusehen, wie dies jede Frau muß, welche den vierziger Jahren nahe ist. Gegen den Willen der Hof-Modisten hatte Lady de Bougainville darauf bestanden, ihren Hals und ihre Arme, welche nicht ganz jugendfrisch mehr waren, durch kostbare echte Spitzen zu verdecken, während sie ihre etwas zu schlanke Gestalt durch den reichen Faltenwurf und die lange Schleppe eines schwarzen Sammetkleides voller und stattlicher zu machen wußte. An Stelle künstlicher Blumen trug sie in ihrem noch dicken, doch grauen Haar einen einfachen aber kostbaren Kopfputz, der sie, wie ihre Jungfer erklärte, „einem Bilde gleich" aussehen ließ. Sie versuchte nicht jung zu erscheinen, doch konnte sie nicht verhindern schön zu sein.

Von ihrer Erscheinung entzückt nannte ihr Mann sie in höchster Extase „sein Juwel", was sie jedenfalls war; doch hatte er nicht den Wunsch, wie der zarte schottische Liebhaber dies sein Kleinod „in seinem Busen zu tragen," ihm sagte es mehr zu, sie recht prahlerisch aller Welt zu zeigen. Ihr Werth bestand für ihn nicht darin, was sie in sich war, sondern in dem, wie sie Anderen erschien.

Als Sir Edward seine Gattin mit der brillanten Menge verglich, ihre Kleidung mit den in allen Farben des Regenbogens schillernden Anzügen der Damen, welche die Treppe zu den Gemächern der Gräfin Turberville erstiegen, ließ seine enthusiastische Bewunderung etwas nach.

„Wie dunkel dies schwarze Kleid aussieht. Etwas an

Dir ist nicht, wie es sein sollte, Du bist anders, als jene Damen. Ach ich sehe, was es ist, Du ziehst Dich zu einfach an und zu unmodern. Wie unangenehm! Gerade heute, da ich wünschte, Du möchtest der Gräfin einen recht vortheilhaften Eindruck machen."

„Sie wird mich in dem Gewühl gar nicht bemerken," war Alles, was Josephine erwiderte; es blieb ihr auch nicht Zeit mehr zu sagen, da sie von ihrem Manne getrennt wurde, der irgend einem, wie es ihm schien, bekannten Gesicht nachstürzte.

Während Lady de Bougainville halb belustigt und halb verwirrt auf das blickte, was als eine der größten Gesellschaften sich vor ihren Augen bewegte, hörte sie zufällig einige Bemerkungen über Sir Edward von zwei jungen Männern, die ihn erkannten, doch keine Ahnung hatten, sie sei seine Gattin.

„Der Mann ist ein Narr — ein richtiger Narr; ein so eingebildeter Tropf! Sie sollten ihn nur in den Sälen des Unterhauses hören, wenn er von seinem Freunde dem Grafen spricht, und sich selbst so unentbehrlich für ihn hält. Wer ist der Mann eigentlich?"

„Ein Gutsbesitzer, soeben geadelt. Kein übler Mensch, er ist sehr reich und hat eine sehr reizende Frau! Zwischen seinen Runkelrübenbeeten kann er gewiß ganz am Platze sein, aber hier! Weshalb macht er sich so zum Narren?"

Sich einer Wahrheit im Stillen bewußt sein und diese nun öffentlich und schonungslos ausgesprochen zu hören, ist noch etwas Anderes. Josephine zuckte bei den Worten zusammen, als werde sie mit Nesseln

geschlagen, doch erinnerte sie sich bald, daß es nur Nesseln, nicht Schwerter waren. Keine moralische Anklage war gegen ihren Mann erhoben, und was that das Uebrige im Vergleich zu der Furcht, die sie so lange gepeinigt; das war ihr doch nichts Neues? Trotz ihres feinen Gefühles des Herkömmlichen und Vornehmen, trotz ihrer besseren und edleren Geburt hatte sie doch gelernt ihres Mannes Wesen zu ertragen. Das konnte und mußte sie ferner thun.

Sich mit Mühe durch das Gewühl drängend erreichte sie Sir Edward.

„Halte Dich an meiner Seite — verlaß mich nicht wieder, bitte!"

„Ja wohl meine Liebe. Doch da sind zwei meiner Freunde!"

In seiner raschen und unüberlegten Art stellte er seiner Frau die beiden jungen Männer vor, welche sich soeben über ihn lustig gemacht.

Lady de Bougainville verbeugte sich und blickte ihnen voll ins Gesicht, mit ihren ernsten, durchdringenden Augen, und obgleich sie junge Männer aus den höchsten Kreisen, Tageshelden waren, errötheten sie doch tief. Dann legte Josephine ihren Arm in den ihres Mannes und mit höher gehobenem Haupte ging sie von dannen dem auserwählten Kreise zu, wo die Gräfin von Turberville saß, strahlend in den Diamanten der Familie und kaum wiederzuerkennen als die kleine alte Dame, welche in fast mehr als einfachen Kleidern reiste.

„Steh still!" flüsterte Sir Edward mit ungewohnter Schüchternheit. „Es ist doch zu unangenehm, daß uns

dies im Waggon passiren mußte. Ich hoffe, die Gräfin hat Alles vergessen. Muß ich sie um Entschuldigung bitten? Was soll ich sagen? Josephine, so warte doch einen Moment!"

Josephine gehorchte.

Hier laß mich anhalten, damit ich nicht bei dem Bilde, welches ich von Sir Edward entwerfe — in nicht zu schönen Farben — mißverstanden werde.

Nicht seine niedre Geburt, nicht der Schatten, den die Scanlanschen Bierflaschen warfen, waren es, welche ihn zu dem machten, was er war. Ich habe Gentlemen gekannt, deren Väter Tagelöhner gewesen, ja der echteste Gentlemen, der mir je vorgekommen, hatte einen Maschinenbauer zum Vater; und ich habe andere Männer gesehen, deren Väter zwar nicht Bauern gewesen, doch durch Emporkommen einen anderen Standpunkt, ja sogar einen Rang eingenommen und sich eines Stammbaumes von Jahrhunderten rühmen konnten, trotzdem aber immer Bauern blieben. Was diesen Mann gewöhnlich machte, war die innere Unfeinheit seines Wesens, die nur mit einem künstlichen Firniß von Vornehmthuerei überzogen war. Er war das, was in allen Lebensstellungen der größte Gegensatz eines Gentleman ist — ein Trugbild der Feinheit und guter Sitten. Ich liebe Sir Edward nicht, doch will ich nicht ungerecht gegen ihn sein; und wenn ich ihn der Geringschätzung preisgebe, will ich auch sagen, weshalb ich ihn verachte.

Verachtete ihn seine Frau? Wer kann das sagen?

Wir begegnen oft Eheleuten, in Betreff derer wir uns diese Frage vorlegen und uns wundern, wie sie

je vereinigt wurden; doch bewegen sich die Gattinnen mit lächelndem Antlitz in der Gesellschaft und erfüllen ruhig ihre verschiedenen Pflichten, wie Lady de Bougainville dies auch that.

„Sollen wir nun weitergehen?" fragte sie und führte ihren Mann der furchtbaren Feuerprobe zu.

Doch ging es ganz harmlos vorüber, fast schlimmer als harmlos; denn die Gräfin verbeugte sich nur und lächelte ihnen zu, wie sie allen ihren anderen Gästen zulächelte und schien sie kaum zu erkennen im Gewühl der immer wogenden Menge. Auch Sir Edward und Josephine wurden davon fortgerissen und sahen die Gräfin den ganzen Abend nicht wieder. Die einzige Belohnung, welche ihnen für die drei schrecklichen Stunden ward, in denen sie in glühend heißen Räumen herumgestoßen wurden, war die, daß ihre Namen am nächsten Tage in der Zeitung unter den vierhundert Gästen der Gräfin Turberville genannt wurden. Das war Lady de Bougainville's erste und letzte Erfahrung des „Glänzens in Gesellschaft," wenigstens in londoner Geselligkeit, die Sir Edward jedes Opfers werth hielt. Er bezahlte die hohe Ehre mit einigen Tagen der Krankheit, die wohl die Hitze und Aufregung und vielleicht auch die Enttäuschung herbeigeführt, obgleich er davon nicht sprach. Als er genesen, war er froh, heimzukehren.

O, wie Josephinens Herz freudig schlug, als sie inmitten der grünen Hügel die Façade von Oldham Court sah! Sie besaß mehr, als ich es je an Jemand anders bemerkte, die Anhänglichkeit nicht nur an Per-

sonen, sondern an Orte. Sie hatte ihr erstes kleines Häuschen geliebt, obgleich ihres Mannes steter Wunsch es zu verlassen und ihre eigene Angst vor der Zukunft sie niemals dazu kommen ließ, sich recht gesichert dort zu fühlen; aber Oldham Court, das nicht nur ihr Ideal einer Heimath erfüllte, war zugleich ihr eigenes Haus, und das Schicksal besaß wohl keine Macht, sie daraus zu vertreiben. Sie hing daran, wie eine glückliche Gattin, welche ihr Heim immer bei sich hat, wohl schwerlich daran gehangen haben würde; da aber die Dinge nun einmal so standen, war es gut, daß Josephine so fühlte, gut, daß sie das, was ihr eigen, als werthvoll hinnehmen und sich daran erfreuen konnte, ohne nach dem Unerreichbaren sich zu bangen.

Nach ihrer Rückkehr hatte sie einen wunderschönen ruhigen und glücklichen Sommer. Ihre Kinder waren alle um sie versammelt und genossen der Ferienzeit mit doppelter Freude nach den fleißig genützten Schultagen. Auch ihr Gatte war in guter Stimmung, er hatte etwas zu thun, etwas das ihn amüsirte; er war als Magistratsperson für die Grafschaft gewählt und widmete sich mit all dem irischen Eifer für Neues der Ausübung seines Amtes, Uebelthäter bestrafen zu lassen. Da er nicht nur als eine weltliche Gerichtsperson, sondern als Geistlicher auch auf diesem Gebiete Autorität verlangte, so hielt er sich für verpflichtet seine moralische Geißel sehr gewichtig zu handhaben, bis seine Gattin, die schon lange bei ihm den Namen Themis verloren, es nothwendig fand ihm zu folgen, nicht als Gerech-

tigkeit, sondern als Mitleid, die von ihm geschlagenen Wunden verbindend.

„Du siehst es doch, daß ich in meiner Stellung, die Ueberwachung der Moralität des ganzen Districtes in meiner Hand haltend, streng sein muß," sagte er. „Ich darf nichts durchlassen, sonst möchten die Leute mich wohl gar selbst laxer Grundsätze zeihen."

In diesem unerbittlichen Geiste verdammte er viele jungen Burschen zum Gefängniß, weil sich ein Fisch in ihrem Netz, ein Kaninchen in ihrer Tasche vorgefunden hatte. In allen selbst den kleinlichsten und geringfügigsten Fällen ging er mit einer bis zur äußersten Grenze getriebenen Strenge vor. Es amüsirte ihn seine Autorität in dieser Weise auszuüben, ja er fand wirklichen Genuß darin.

Das einzige Gute dieser Beschäftigung war, daß sie seine Aufmerksamkeit von seinen Söhnen abzog, die nach und nach in das Alter kamen, in welchem es gefährlich ist, das väterliche Joch der Oberherrschaft zu schwer auf die jungen Schultern zu legen. Alle die Knaben, besonders aber Cäsar hielten sich möglichst weit vom Vater. Nicht daß er sie wie sonst übersehen, im Gegentheil er sprach vor Fremden gern von „seinem ältesten Sohne in Oxford und seinen beiden Knaben, die gerade nach Rugby gingen." Aber im Hause selbst mischte er sich nicht viel in ihre Angelegenheiten und war nur so oft als unvermeidlich mit ihnen zusammen.

Mit der Mutter war es ein ganz anderes Verhältniß. Jetzt wie damals machte sie ihre ganze Welt

aus, wie sie ihr Alles waren. Sie gingen, fuhren und ritten zusammen aus und hatten sie da ganz für sich selbst; indem sie mit ihr all des Vergnügens und der Freuden, welche der Glückswechsel über sie gebracht, genossen.

„Mama, wie schön Du in diesem hübschen Anzuge aussiehst — das echte Bild einer Lady de Bougainville,“ sagten sie oft in ihrer warmen knabenhaften Bewunderung.

Und wenn Josephine sie auf ihren hübschen Ponies ausreiten sah und es ihr möglich war, ihnen Pferde, Gewehre und Hunde, und Alles, was das Glück frischer muthiger Knaben ausmacht, zu geben, dann pries sie sich glücklich in ihrem Reichthum und segnete Herrn Oldham in ihrem Herzen.

Unter dem kräftigen mütterlichen Einfluß und der Mutter weiser Leitung wuchsen die Söhne so heran, wie Josephine es sich stets gewünscht hatte. Wenn ich auch etwas von Bridgets durch die Erinnerung verklärter Anbetung für sie abrechne, so bleibt doch genug um zu glauben, daß die jungen de Bougainvilles sehr vortreffliche Knaben gewesen sein müssen: ehrenhaft, großmüthig, treu anhänglich und wahrhaftig; der Trost und Stolz ihrer Mutter während des ersten Jahres ihres Wohlstandes.

Selbst nachdem sie die Söhne wieder zur Universität und zur Schule geschickt hatte, fühlte sie sich nicht traurig. Sie waren ja nur zu der ihnen auferlegten Arbeit gegangen, die sie, wie sie wußte, gut ausführen

würden. Sie vertraute ihnen trotz ihrer Jugend und der Segen des Vertrauens ist oft größer, als der der Liebe. Josephine litt auch an der Letzteren nicht Mangel, ihre drei Töchter umgaben sie in der Nähe, die Söhne aus der Ferne damit.

Mit einem ihrer sechs Kinder waren ihre Gedanken stets besonders beschäftigt. Wirklich gute Mütter haben selten Zeit Launen oder selbstsüchtigem Kummer nachzuhängen.

Von all den vielen Portraits, welche von Lady de Bougainville existiren, ist mir das liebste ein Daguerreotyp von Claudet, welches während des einen glücklichen Jahres in Oldham Court gemacht wurde. Es ist durchaus keine geschmeichelte Aehnlichkeit; das graue Haar und die leichten Furchen im Gesicht sind klar zu sehen, aber es liegt eine süße anmuthige Ruhe, eine volle Zufriedenheit darin, die keines der anderen Bilder in dem Maße besitzt.

Es wurde aus London an einem sehr wichtigen Tage gesandt, erzählte sie mir, an dem Niemand sich um das Bild kümmerte, es ward zur Seite gelegt und erst nach Monaten wieder angesehen.

Einige Stunden vorher war Josephine von ihrem ältesten Sohne geschieden, der nach Oxford zurückgekehrt, traurig die Heimath und seine Mutter zu verlassen, doch froh, seine Studien von Neuem zu beginnen. Er war mit seinem Vater fortgefahren, der zum ersten Male seinen Platz unter den Magistratsmitgliedern der Grafschaft einnehmen sollte. Lady de Bougain-

ville dachte mit verzeihlichem Mutterstolz an ihren „Aeltesten,“ der so ganz wie „der junge Erbe“ aussah, schön, stattlich, jugendkräftig, ein echter Gentleman im edelsten Sinne des Wortes. Durch ihn konnte noch schönes Genüge in ihr Leben kommen; in der durch ihn neu gegründeten Familie konnten sie in ihrem Alter noch stille gesegnete Tage erfreuen, Tage so ruhig und lieblich wie dieser October Nachmittag, an dem die Hügel so still und träumend im goldigen Sonnenlicht dalagen, und selbst das alte graue Haus in heller Schönheit erglänzte, so süß und doch feierlich wie die eines alten Frauenantlitzes. Josephine blickte zuweilen in den Spiegel, als könne sie schon jetzt sehen, wie ihr Gesicht sein würde, wenn sie einst eine alte Frau wäre; und was wohl ihre Söhne darüber denken möchten. Nur ihre Söhne. Um die Außenwelt und ihre Ansichten über sie kümmerte sie sich auch jetzt noch nicht im Geringsten.

Trotzdem war Josephine nicht etwa ungesellig; sowohl für ihre Kinder als für sich selbst hätte sie zuweilen ein weniger einsames Leben auf Oldham Court gewünscht; sie wäre recht gern mit Leuten ihres Ranges und ihrer Bildung umgegangen. Jetzt waren ihre einzigen Freunde die Armen der Gegend, welche sie häufig besuchte und die sie wie eine „Dame Gnadenreich“ betrachteten.

An diesem Tage hatte Josephine sich eines langen Gespräches mit Jemand erfreut, der letzten Person, die zu sehen oder mit der sie so freundlich sich zu benehmen gedacht

hatte, nämlich Lady Turberville. Sie trafen in der Hütte einer alten Frau zusammen, gegen die Josephine sehr gütig war, so wie auch die Gräfin, nur daß diese, wie sie selbst gestand, ihre Gaben nicht in solcher Fülle spenden konnte.

„Sie sind eine viel reichere Frau als ich," sagte sie mit stolzer Offenheit, als sie sich anschickte ihr Kleid hochzunehmen, um den meilenlangen Weg nach ihrem Schlosse zurückzulegen, während sie Lady de Bougainville's prächtig elegante Equipage, die soeben vorgefahren, mit einem gutmüthig spöttischen Lächeln betrachtete.

Josephine erklärte, sie hätte die Absicht gehabt, die alte gelähmte Frau auf einer Spazierfahrt mitzunehmen.

„Da es aber so heftig regnet, möchte ich Lady Turberville fragen" —

„Ob sie Ihnen nicht Gelegenheit geben wollte, gegen eine andere alte Frau anstatt der armen Kranken gütig zu sein? Nun, da ich oft an Rheumatismus leide und nachbarliche Freundschaft angenehm ist, so möchte ich sagen: Wollen Sie mich nach Hause fahren?"

„Gar zu gern!" erwiderte Lady de Bougainville und sie waren schon ganz gute Freunde, ehe sie das Schloß erreichten.

Die frische kluge Gradheit im Wesen der alten Gräfin — sie war fünf und sechzig Jahre; sah aber der vielen Runzeln wegen älter aus — hatte Josephinen amüsirt und wohlgethan. Obgleich sie die Lehre, sich, wenn man emporkommen wolle, an die Röcke vornehmer Leute zu hängen, durchaus verabscheute, war Lady

de Bougainville doch verständig genug, einzusehen, daß es für jede Familie gut und heilsam ist, die Geselligkeit mit angenehmen klugen Menschen zu cultiviren, sich nicht in einer Höhle zu vergraben, sondern den Verkehr mit der Welt aufrecht zu erhalten, um darin die wenigen Freunde und Bekannte zu suchen, welche uns die beste Sympathie erwecken und geben.

„Meine Töchter haben keine Gefährtinnen," dachte Josephine, „und doch werden sie ihnen fehlen. Ich muß Adrienne in diesem Winter in die Gesellschaft einführen; arme Adrienne!" Sie seufzte, denn sie dachte, daß dies „Einführen" unter den jetzigen Verhältnissen ein sehr begrenztes sein würde. „Doch muß sie Menschen kennen lernen und sich mit ihnen befreunden," wie Lady Turberville sagt. Wenn Lady Susanne und Emilie ihrer Mutter glichen, könnten sie angenehme Gefährtinnen für meine Adrienne sein!"

Nun wanderten die Gedanken der Mutter nach allen Richtungen hin, Pläne wurden entworfen, Wünsche geformt. Dann geleitete ihr Denken Cäsar auf seinem Wege nach Oxford, besuchte Louis und Martin in der Schule, und endlich war es wieder zu Hause bei ihren kleinen Mädchen angelangt. Katharine war noch „die Kleine, das Nesthäkchen" und ward als solches behandelt, aber Gabriele sah mit dreizehn Jahren fast so entwickelt wie Adrienne aus. Und Gabriele versprach schön zu werden, die Mutter ängstigte sich zuweilen ordentlich vor dieser Fülle der Anmuth, welche ein etwas gefallsüchtiger und hochfahrender Sinn unterstützte. Trotzdem war sie stolz auf Gabriele, wie auf alle ihre Kinder.

Sie saß in diesem Denken und Träumen lange, und beobachtete das Sinken der Sonne, die in voller Glorie hinter den Hügeln verschwand, den Tag schließend, der ihr als der schönste und glücklichste des ganzen Sommers erschienen war.

Ach, es war ihr letzter Tag ruhigen Genusses und Friedens gewesen. —

Sechszehntes Kapitel.

Sir Edward kam erst sehr spät an diesem Abend nach Hause, worüber seine Frau nicht erstaunt war. Er hatte ihr gesagt, seine Obliegenheiten würden ihn lange bei der Gerichtssitzung fesseln und wahrscheinlich würde er mit seinen Kollegen zu Mittag speisen. Sie glaubte, er habe es gethan, doch als sie ihn fragte, erhielt sie ein kurzes Nein.

„Gieb mir schnell etwas zu essen, auch Wein! denn ich bin ganz erschöpft. „Es scheint Dir Vergnügen zu machen, mich verhungern zu lassen."

Josephine sah erstaunt auf, so gereizt klang sein Ton, so wild und matt zugleich war sein Blick.

„Es ist etwas vorgefallen. Was ist es? Sollte Cäsar" —

„Natürlich denkst Du an Cäsar zuerst, nie an mich. Ihm ist nichts geschehen. Er blieb bei mir, bis sein Zug kam."

„Und Du Edward — ist Dir etwas Uebles begegnet?" fragte seine Frau und faßte seine Hand wie von einem leisen Gewissensbiß getroffen.

Er aber stieß ihre Hand fort.

„Sagte ich es sei Uebles geschehen? Weshalb starrst Du mich so an? Es ist nichts mit mir vorgefallen.“

Dennoch war ihm etwas begegnet und nach und nach bekam sie es heraus. Er nahm die Sache sehr leicht, meinte sie könne einem Manne in seiner Stellung gar nicht schaden; sie aber sah wie immer klarer und weiter; mit Schrecken bemerkte sie die möglichen und gewiß nur natürlichen Folgen, und es war dieser Vorfall einer jener Schicksalsschläge, welche uns arme Sterblichen oft wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen, gerade dann wenn wir an unserem Horizonte noch kurz vorher auch nicht das leichteste Wölkchen sahen.

Es ist und bleibt wahr, der Sünde folgt die Strafe. Der Schuldige und Andere für ihn mögen sie eine Weile sorglich verbergen, es mag den Anschein haben, als sei sie still und sicher begraben — und dennoch, ohne oft zu ahnen woher, kommt in einer Art die Vergeltung.

Auch hier entdeckte Niemand, woher das erste unheilvolle Flüstern kam — denn Josephine hatte alle Vorsichtsmaßregeln dagegen angewendet — daß der Ehrwürdige Edward Scanlan die ihm anvertrauten Gelder zum Bau der Schule in Ditschley angegriffen und die Rechnungen gefälscht habe. Und obgleich Niemand Schaden erlitten, da das Deficit wieder gedeckt wurde, so blieb doch die Thatsache stehen, und jene Leute, welche stets einem Menschen seinen plötzlichen Wohlstand beneiden, brachten die Angelegenheit zwar in aller Stille, doch so geschickt herum, daß sie bald das Gespräch der ganzen Gegend war.

Wunderbarer Weise blieb das schlimme Gerücht sei-

nem Urheber lange verborgen. Sir Edward war nicht der feinfühlende Mann, der leise Andeutungen leicht verstanden, oder ein kühles Benehmen bemerkt hätte, und überdies lag die Anschuldigung lange Zeit still in Ditschley, wohin er niemals kam; es dauerte Wochen, bis die Landedelleute davon hörten, biedere, ehrenhafte Tories, die zu stolz waren auf ein Geklätsch der niederen Stände zu achten. Als sie es aber endlich vernahmen und so weit es ging, auch seine Wahrheit constatirten, da fühlten sie sich alle in Einem durch Sir Edward gekränkt, und besonders machten sie ihm sein Eindringen in das richterliche Amt zum Vorwurf, ihm, den nur ein glücklicher Zufall von öffentlicher Anklage und Strafe gerettet. Diese Gefahr war jetzt für ihn beseitigt, aber seinen Ruf als ehrenhafter Mann hatte er für immer verloren.

„Denke nur, Josephine," sagte er kläglich, „nachdem er seiner Frau Alles bekannt, alle meine Nachbarn behandelten mich kalt, und einige waren sogar so dreist mir ihre Gründe dafür anzugeben. Solchen Lärm um nichts zu machen! Du zahltest doch das Geld zurück, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, was schadete es dann? Diese Engländer machen aus dem Gelde ihren Herrgott. Selbst Lord Turberville, der wie ich glaubte mir beistehen würde — er war soeben nach Hause zurückgekehrt und hatte heute zum ersten Male von dem Gerücht gehört — selbst er nahm keine Notiz von mir und sagte zu Langhorne, es schiene ihm das Beste, was ich thun könne, daß ich augenblicklich meinen Rücktritt ankündigte."

„Das denke ich auch," erwiderte Josephine mit blassen, zuckenden Lippen.

Sie weinte nicht, klagte nicht. Der elende Mann vor ihr bedurfte aller ihrer Unterstützung, ihres Mitleides. Er sank unter dem Schlage, der ihn getroffen, vollständig zu Boden, schwächer und hülfloser als eine Frau.

„Sie werden mich wie einen verfolgten Hasen hetzen, diese verwünschten Landedelleute!" jammerte er. „Nie wieder werde ich in dieser Gegend mein Haupt erheben können. Und gerade jetzt, als ich so hübsch vorwärts kam und die Turberville's zurückkehrten, die uns gewiß in die Gesellschaft eingeführt — jetzt muß mich das Ungemach treffen. O, es ist hart!"

„Ja, es ist hart!" wiederholte Josephine mit zusammengepreßten Lippen. Und als sie in ihrem schönen Zimmer umherblickte, das trotz seiner kostbaren Einrichtung doch so traulich war, erschienen ihr alle die äußerlichen Besitzthümer, Geld, Name, Titel ganz werthlos geworden. Sie würde sie alle mit Freuden hingegeben haben, um dafür ihren Kindern den Segen zu erkaufen, welcher — wenn auch manche Familien ohne ihn leben müssen — doch der beste Schutz und der sicherste Anker jeder Familie ist und bleibt, des Vaters und Gatten unbefleckter, ehrenhafter Name.

„Was können wir thun, Josephine? Sage, was wir beginnen sollen."

Sie wandte sich um und sah ihn zusammengesunken, fast zu ihren Füßen liegen, ihn, den Mann, an welchen sie für ihr Leben gebunden der, trotz all seiner

Schwächen und Fehler, kein überlegter Bösewicht war, und der nun nach seiner Gewohnheit sich in seinem Elend an sie wandte, allein an sie und von ihr Beistand erwartete. Einen Augenblick bebte sie vor ihm zurück; ein Ausdruck des Schmerzes, wenn nicht etwas Schlimmeres als Weh darin lag, flog über ihr Antlitz, dann lächelte sie matt.

„Ich kann Dir nicht gleich antworten. Laß mir Zeit zum Ueberlegen!"

„Gut. Doch vergiß nicht das Eine, Josephine, wie sehr Dein armer Mann heute gelitten hat. Um Gottes willen sei Du nicht unfreundlich gegen mich!"

„Nein, das werde ich nicht. Es geschieht um Gottes willen" wiederholte sie leise zu sich selbst mit einem tiefern Sinn, so tief und ernst wie ein Gebet.

In den Stunden ihres Alleinseins, deren sie jetzt in dem sorgenfreien Leben mehr als sonst genoß, hatte Josephine viel gelernt. Das brennende und schmerzende Gefühl, daß ihr Mann an ihr und den Kindern unrecht gehandelt, war theilweise erstorben; sie blickte mit Trauer auf ihn, als sei er selbst sein ärgster Feind, aber, sie konnte sich und ihre Kinder vor ihm schützen. Auch in anderer Weise war eine Wandlung in ihr vorgegangen; sie ahnte erst, dann verstand sie immer klarer die heilige Wahrheit, ohne die alles Leben unreal und nebelhaft wird, daß, was wir den Leuten Gutes thun, nicht nur zu ihrem oder unserem Besten geschieht, sondern in einem höheren Sinne gethan wird. So war es wirklich um Gottes willen, daß sie beschloß, fest zu ihrem Manne zu stehen. Nach einer Pause sagte sie:

„Edward, es ist nie meine Absicht und auch heute nicht, Dich unfreundlich zu behandeln, aber ich gestehe, Deine Mittheilung ist ein furchtbarer Schmerz für mich. Ich glaube, die Sache ist nicht viel schlimmer bekannt als verheimlicht, nur in Beziehung auf die Kinder macht es einen Unterschied. Glaubst Du, daß Cäsar eine Ahnung davon hat?"

„Ja — nein. Ja doch, ich erzählte ihm selbst etwas davon," stammelte Sir Edward. „Ich hatte ja Niemand, mit dem ich darüber reden konnte, und er sah, wie zerschmettert ich war. Der arme Junge; er bestand darauf, mich erst glücklich auf dem Heimwege zu wissen, ehe er selbst nach Oxford reiste. Ich muß gestehen, Cäsar benahm sich heute sehr liebevoll gegen mich."

„Mein guter Knabe!" sagte die Mutter leise, dann aber wiederholte sie mit einem Weheruf, denn sie dachte an des Sohnes Leid: „O, mein armer Cäsar!"

„Cäsar — immer nur Cäsar! Kannst Du nicht einen Moment an mich denken?"

Ja, das war der Schlüssel zu dieses Mannes Charakter und Leben, er hatte stets nur an sich, allein an sich gedacht. Ein solcher Mensch — und es giebt deren hunderte — sollte nie Gatte und Vater werden.

Josephine richtete ihre Augen mit vorwurfsvollem Blick auf ihn — ihn, der sie ihr ganzes Leben von Glück und Freude ferngehalten, und es schien, als werde er es so bis zum Ende thun.

„Edward, sprich nicht so, Du weißt, ich denke stets an Dein Bestes. Wir wollen aber nichts in Uebereilung thun — wenn überhaupt noch etwas zu thun möglich ist."

Während sie sprach überkam sie der trostlose Gedanke, wie wenig Abhülfe es hier gab. Gegen eine Lüge konnte sie sich erheben und kämpfen, nicht so gegen die Wahrheit, nicht gegen begründete Thatsachen. Das sagte sie ihm in milden Worten.

„Wahr oder unwahr, Josephine, ich will es nicht dulden. Soll ich mit all meinen irischen Talenten ein Nichts unter diesen schwerfälligen englischen Squires sein? Sie hassen mich, weil ich ein Irländer bin, das weiß ich lange. Aber ich will sie eines Besseren belehren. Mit meinem Reichthum kann ich überall eine hervorragende Stellung einnehmen. Wir wollen diese Gegend verlassen."

„Von hier fortgehen?"

„Ja, und ich werde froh sein, daß ich endlich aus diesem schrecklichen alten Hause komme, Du weißt ja, ich konnte es nie leiden. Wir können es nicht verkaufen, das ist sehr schade, aber vermiethen dürfen wir es, und das soll sogleich geschehen."

„Nein, das geschieht nicht," erwiderte Josephine zu verzweifeltem Widerstande aufgereizt.

„Ich aber will es, und ich bin hier der Herr!" rief Sir Edward sehr heftig. „Den ganzen Herweg habe ich mir schon den Plan ausgedacht," fuhr er ruhiger fort, da er sah, daß sein Zorn gar keinen Eindruck auf seine Frau machte. Sie preßte nur die Lippen fester zusammen und ihre ernsten, strengen Züge wurden noch blasser. „Wir können sagen, Deine Gesundheit erfordere es, den Winter in einem wärmeren Klima zu leben, und dann kommen wir gar nicht wieder hierher."

„Nie wieder zurückkehren zu diesem Orte, den ich so innig liebe, an dem ich mein Leben in Frieden zu beschließen hoffte — wo ich so glücklich war — Edward, Du bist sehr grausam gegen mich, und auch der Himmel ist grausam. Mein Loos ist schwerer, als ich es zu tragen vermag."

Sie setzte sich nieder und rang ihre Hände. Eine Art Verzweiflung hatte sie ergriffen — die plötzliche Reaction, die wir oft empfinden, wenn nach einer Zeit des Glückes und Friedens neuer Kummer uns trifft. Nach und nach finden wir uns darin zurecht, und so that auch Josephine.

Gegen diesen Plan ihres Mannes, der für ihn sehr natürlich, denn sein erster Impuls bei irgend einem Mißgeschick war stets die Flucht zu ergreifen, protestirte Lady de Bougainville mit aller Macht. Sie verweigerte rund weg ihre Heimath zu verlassen, sie wollte bleiben, selbst wenn man sie in der ganzen Gegend verleugnete und die Pfeile der bösen Zungen sie gleich Hagelkörnern umschwirrten.

„Ich bin nicht ängstlich; ich habe nichts gethan," sagte sie stolz. „Kein gerechter Tadel kann mich oder die Kinder treffen. Und selbst im Hinblick auf das, was gewesen ist, so sollte ich mich denken, daß, da Niemand wirklich darunter gelitten hat, man das Gerede durch ein tadelloses Leben zum Schweigen bringen könnte."

So argumentirte Josephine mit Herrn Langhorne, der einzigen Person, an die sie sich in ihrer Noth gewandt, dem sie die ganze Angelegenheit bekannt und den sie gefragt, was wohl das Beste zu thun sei.

„Um meiner Kinder willen, um sie allein, bange ich," sagte die Mutter. Um sich selbst zagte sie nicht, da würde sie gern ihr Haupt in stiller Dunkelheit und Vergessenheit geborgen haben. „Wäre es nicht besser, wir blieben hier und trotzten dem Sturm? Niemand kann doch die Sache so wenden, den Kindern Schaden zu bringen?"

Herr Langhorne zögerte mit seiner Antwort; er kannte die Welt besser. Sie war aber so entschieden gesonnen zu bleiben, daß sie ihm gerade so widerstand, wie ihrem Manne, der endlich durch ihren festen Willen gebeugt, die Miene eines tiefbeleidigten, Alles duldenden Menschen annahm und ihr sagte: „Sie solle nach Belieben handeln, er werde über die Sache kein Wort mehr sprechen."

Dennoch that er dies täglich, er kam mit der Beharrlichkeit, welche oft schwachen Seelen eigen, darauf zurück, die mit allen offenen und geheimen Mitteln die stärkere Seele zu erschüttern und zu überlisten suchen, und leider nur zu häufig ihr Ziel erreichen.

Einige Wochen trug Lady de Bougainville still und stolz ihr Elend im Hause, all die Kränkungen, welche ihr außerhalb desselben zu Theil wurden, einige mochten eingebildet sein, andere waren nur zu real. Denn der Flecken, daß einer Familie „etwas Ehrenrühriges" anhafte, ist besonders in einer nicht sehr bevölkerten Gegend auf dem Lande, welche von all den Spitzfindigkeiten und Schlauheiten, die täglich in einer größeren Stadt zur Abwendung solches Makels vorkommen nichts weiß, viel weniger schnell abzuwaschen. Lange nachdem der wirk-

liche Thatbestand schon vergessen ist, bleibt doch das unbestimmte Gefühl der Anrüchigkeit noch. Im Verhältniß zu seiner früheren so großen Popularität wurde Sr. Ehrwürden Sir Edward de Bougainville jetzt von seinen einstigen Pfarrgemeinden und der ganzen Gegend sehr streng beurtheilt und behandelt.

Josephine fuhr mehrere Male absichtlich nach Ditschley sich der Welt im Allgemeinen zu zeigen und auch ihre Bekannte zu besuchen; aber sie waren Alle eher kühl gegen sie, einige nur gerade höflich. Einst begegnete sie Lady Turberville; die alte Dame ließ ihren Wagen halten, und sprach freundlich mit ihr, dennoch fragte sie nicht nach Sir Edward und machte auch nicht die leiseste Andeutung auf den einst versprochenen Besuch ihrer Töchter in Oldham Court. Ja diese leise Kälte und dieses scheue Zurückziehen, welches in der Provinz eine jede Familie ruinirt, war das Loos der de Bougainville's geworden. Solche Dinge werden selten besser, im Gegentheil sie nehmen weiteren Umfang an, und Josephine vermochte nicht ihre Augen gegen die Wahrnehmung zu schließen, daß ihr und den Ihren eine Zukunft prächtiger und glänzender Einsamkeit harre, welche noch schlimmer als Armuth zu ertragen ist

Auch kam eine unvortheilhafte Veränderung sowohl geistig als körperlich über ihren Mann. Der plötzliche Glückswechsel hatte ihn in eine große Aufregung versetzt; er blähte sich auf wie ein Schiff mit vollen Segeln in dem günstigen Winde seines Reichthumes; aber gegen dies Mißgeschick, welches ihn nun befiel, vermochte er nicht anzukämpfen. Er wurde matt und hinfällig,

verweigerte etwas vorzunehmen oder irgendwo hinzugehen, er saß den ganzen Tag fröstelnd am Kaminfeuer und jammerte über sein hartes Geschick, sich beklagend, daß von Jugend auf die ganze Welt gegen ihn sich verschworen hätte. Er konnte es nicht ertragen, wenn seine Frau ihn nur auf Momente verließ, und wenn sie da war, zankte er immer mit ihr und klagte sie an, sie tödte ihn zollweise, indem sie verlangte, daß er in Oldham Court bleibe.

„Kann dem wirklich so sein? Was fehlt eigentlich meinem Manne?" fragte Josephine den Doctor Waters, den sie heimlich herbeigerufen, denn Sir Edward verweigerte jeden medicinischen Rath, indem er sagte, der Anblick eines Arztes sei für ihn so gut wie eine Todesbürgschaft.

Dr. Waters antwortete nicht sogleich. Vielleicht wußte er nicht, was er sagen solle. Dieses geheimnißvolle Leiden, Gehirnerweichung genannt, das die schwächsten wie die stärksten Geister ergreift, war damals noch nicht so allgemein verbreitet, ja kaum bekannt; dennoch glaube ich, nach allen Berichten, daß die ersten Symptome dieses Uebels schon damals in Sir Edward ausgebildet waren. Josephine wußte es nicht, Keiner ahnte es, aber die Folgen waren deutlich sichtbar und warfen einen trüben Schatten über das ganze Haus.

In diesem traurigen Zeitabschnitt kamen die jüngeren Knaben von der Schule zurück, den Kopf voller Pläne für ein sehr fröhliches Weihnachtsfest, das erste in dem lieben Oldham Court, denn sie hatten keine Ahnung von dem Stande der Dinge. Anders war es mit Cä-

sar; obgleich er in seinen Briefen nicht ein Wort erwähnt, wußte er Alles. Heimgekommen, nahm er zuweilen seiner Mutter Hand und hielt sie lange still in der seinen, oder er folgte ihr durch das Haus und half ihr zärtlich hier und dort bei manchen ihrer kleinen Obliegenheiten; er schien aber zu denken — es war seine Natur, wie es die seines Großvaters gewesen — daß es das Beste sei zu schweigen.

Bei seinem zweiten Besuche sprach Dr. Waters die Meinung aus, es möchte doch gut sein, sie gingen fort.

„Sie meinen, wir sollen, wie mein Mann es wünscht, unsere Heimath für einige Zeit verlassen?"

„Ja, für einige Zeit," erwiderte der Arzt, ohne den Blick zu erheben. „Lang oder kurz, wie es dann die Umstände gebieten mögen; Luft- und Ortsveränderung ist, wie ich glaube, für Sir Edward unerläßlich. Auch für die Knaben ist das Leben hier doch sehr einförmig. Sie werden einst im Triumph zurückkehren," fuhr er fröhlicher fort, „um zur Volljährigkeit Cäsars einen Ochsen gebraten und Alles voll Freude zu finden."

Lady de Bougainville wandte sich schnell um. Wie waren alle ihre Hoffnungen, ihre stolzen Träume in Nichts zerfallen! Ach, welche Art der Erbschaft würde ihr junger schöner Erbe antreten. Und wer konnte aufstehen, ihm den besten Segensspruch, daß er allzeit seinem Vater nachfolgen möchte, zuzutrinken?

Dessemungeachtet konnte sie nur den Weg gehen, welchen das Schicksal sie führte und das, was das Beste schien, thun. Als Josephine eines Abends an ihrem geliebten Erkerfenster stand und die schönen immergrünen Alleen

des Gartens überschaute, wo die Stechpalmen ganz roth im Wintersonnenschein leuchteten, während die Bärentraubenbäume den ersten weißen Schneestaub trugen, kam sie zu dem Entschluß Oldham Court zu verlassen, den sichern Anker der Heimath loszumachen und durch die weite Welt zu reisen.

Manche mögen dies ein sehr kleines Opfer nennen, ich aber weiß besser, was es sie kostete. Dennoch brachte sie es ohne ein Wort der Klage, und da es entschieden war, legte sie selbst Hand an, damit es bald zur Ausführung kam.

Natürlich war ihr Gatte entzückt. Sie war endlich zur Einsicht gekommen, und er beglückwünschte sie darüber. Er entwarf einen Plan nach dem anderen, was er am liebsten thun, was ihn am meisten amüsiren möchte, und da es Winter und zu früh für die Saison in London war, so nahm er einen Rath von irgend Jemand an, eine Tour durch die Kathedral-Städte Englands zu machen.

„Denke nur, Josephine, wie dies gerade für mich als Prediger sich so wohl eignet.“ Denn seitdem die Politik und der Graf Turberville ihren Reiz für ihn verloren, kam er wieder auf seinen geistlichen Stand zurück und war strenger als je in seinen religiösen Gebräuchen.

Josephinen war es ganz gleich, wohin sie gingen. So ward die Sache eigentlich durch einen reinen Zufall entschieden, und sie begannen mit Canterbury.

„Du willst doch nicht etwa die Kinder mitnehmen?“ fragte Sir Edward gereizt. „Ich werde gar

kein Vergnügen haben, wenn mich die Kinder stets umschwirren."

So gab Josephine dies auch auf.

Ihre letzten Tage in Oldham Court schienen ihr, wie sie mir selbst erzählte, gleich einem Traume zu entfliehen. Die ganze Angelegenheit ward sehr schnell arrangirt, die Kinder blieben unter dem Schutze der guten Erzieherin und Bridgets. Lady de Bougainville wollte bald zurückkehren und das Haus zuschließen, denn zu einem Vermiethen konnte sie sich nicht entschließen. Doch als der Wagen langsam die hügelige Straße hinauf fuhr und sie auf die grauen Giebeldächer blickte, welche im Thale unten im Sonnenschein lagen, da ahnte sie, daß sie Oldham Court nicht wiedersehen würde. Und sie sah es nie wieder.

Es ist nicht meine Absicht, aus dem Ganzen eine tragische Scene zu machen. Viele werden sagen, daß Lady de Bougainville's Kummer in dieser Beziehung etwas eingebildet und übertrieben war, und daß sie die Segnungen, welche ihr blieben, besser hätte genießen sollen. Das hätte sie gekonnt, ich aber beklage sie und fühle ihr nach, daß sie mehrere Tage lang in eine Niedergeschlagenheit verfiel, die ihr sehr ungewohnt war und längere Zeit anhielt.

Sie wurde daraus durch einen Zufall erweckt, durch einen jener kleinen Anlässe, welche oft den Grundstein zu wichtigen Begebenheiten legen. Als sie durch die Kathedrale von Canterbury wandelte, ziemlich zwecklos und unaufmerksam, denn Sir Edward interessirte sich wenig für Kirchenbauten und war mehr darauf bedacht,

zu erfahren, wo die Dechanei liege und ob es nicht rathsam und schicklich für ihn sei, dem Dechanten seinen Besuch zu machen, dem er einst im Leben begegnet war und der sie gewiß zu Tische einladen würde — als sie so dahin gingen, stand Lady de Bougainville plötzlich vor der wunderbaren, alterthümlichen Thür, welche zu dem Theile der Krypta führte, die seit dem Edict von Nantes, wenn nicht früher, durch Gesetz und Herkommen zum Gebrauch der französischen Protestanten bestimmt war, deren Vorfahren in England Schutz gesucht hatten. Während Josephine an den Kirchendiener einige Fragen that, tauchte die Erinnerung in ihr auf, daß sie schon von dem heiligen Orte gehört. Ihr Vater hatte dort einem Gottesdienst beigewohnt und ihr davon erzählt. Auf das Höchste interessirt, versuchte sie durch die Thürspalten und durch die von Spinnengeweben bedeckten Fenster zu schauen; es war wenig zu sehen, doch gewann sie einen Einblick in das Innere, sie sah die niedrige, gewölbte Decke, welche gleich den Wänden nur weiß getüncht war, die schlichten hölzernen Stühle und den gleichen Altar, auf dem ein ganz altes, von Würmern zernagtes Buch lag, eine mehrere Jahrhundert zählende französische Hugenotten-Bibel; denn Lady de Bougainville las die Worte: „Saincte Ecriture" auf dem aufgeschlagenen Titelblatt.

Welch einen wunderbaren Contrast bildete dieses arme, kleine, sehr schlichte Gotteshaus zu der prachtvollen Kathedrale darüber, in der sie soeben dem Gottesdienst beigewohnt; dennoch sagte es Josephinen in ihrem gegenwärtigen Gemüthszustande zu. Sie war des Reich-

thumes überdrüssig, sie fühlte die Nichtigkeit der religiösen Schaustellung um sie her und es schien, als spränge ihr Herz, gleich einem zu straff gespannten Bogen zurück, zu der edlen Armuth ihrer Kinderjahre, zu dem strengen Glauben ihrer französischen Vorfahren.

„Jeden Sonntag ist hier Gottesdienst?“ fragte sie den Kirchendiener. „Edward, wollen wir morgen hergehen? Ich möchte es so gern.“

„Natürlich, Du liebst es ja stets gewöhnliche und ungentile Orte zu besuchen. Nein; ich möchte hier nicht gesehen werden.“

„Thut nichts, so gehe ich allein,“ dachte Josephine. Und während ihr Mann am nächsten Tage noch schlief, eilte sie durch die vom Regen überschwemmten Straßen; sie hüllte sich fest in ihren Mantel und ging mit großen Schritten dahin, wie einst Frau Scanlan zu thun pflegte. Sie fürchtete nicht, als Lady de Bougainville erkannt zu werden.

Sie trat mit der kleinen, etwas seltsam aussehenden Gemeinde ein, die aus französischen Handwerkern aller Arten mit ihren Frauen und Kindern bestand, Nachkommen der Emigrirten, die, wenn nicht dieser Gottesdienst hier abgehalten worden wäre, wohl längst ihren Glauben und ihre Abstammung vergessen und sich ganz mit den Einwohnern von Canterbury amalgamirt hätten. Als Josephine auf sie blickte und ihr leises französisches Gespräch vernahm, das sie aus Scheu vor der Gegenwart einer Fremden flüsternd führten, da bewegten wunderbare Gefühle ihr Herz.

Es ist eigenthümlich, wie im fortschreitenden Lebensalter die Kinderzeit so klar und deutlich wieder hervortritt. Während all der Jahre hatte Josephine außer in dem liebkosenden Schwatzen ihrer Kinder ihre Muttersprache nicht gehört — oder besser die Sprache ihrer Vorfahren, denn wie ich schon bemerkte, war sie ja erst geboren, nachdem ihre Eltern Frankreich verlassen; auch war sie seit ihrer Kindheit zu keinem Gottesdienst gewesen, wie derjenige, zu dem ihr Vater sie in ein einfaches schlichtes Versammlungszimmer führte, an das dieser Ort sie erinnerte. Als sie sich niedersetzte, war es ihr, als höre sie den guten, alten Vicomte an ihrer Seite sanft und liebreich sagen: „Sois sage, ma petite fille!"

Und als der Geistliche mit seiner hohen französischen Intonation etwas singend zu lesen begann: L'Evangile selon Saint Jean, chapitre premier: „La parole était au commencement, la parole était avec Dieu, et la parole était Dieu," da überkam die Erinnerung an alte schöne Zeiten Josephinen mit solcher Macht, daß sie kaum ihre Thränen zurückhalten konnte.

Was die Gemeinde von ihr dachte, über sie sprach, war ihr durchaus gleichgültig. Wahrscheinlich schauten die schlichten Leute an den nächsten Sonntagen vergebens nach der vornehmen Dame aus, die an dem Gottesdienst mit ihnen Theil genommen. Ob sie eine Engländerin oder Französin gewesen, wußten sie nicht; nur das wurde ihnen bekannt, daß die Fremde in die Armenbüchse mehrere hellglänzende englische Gold-

stücke gelegt, welche den Bedürftigen der kleinen Gemeinde den sehr harten Winter erleichterten. Lady de Bougainville hatte mit Niemand gesprochen und Keiner wagte sie anzureden; doch bewirkte der Einfluß dieser beiden Stunden, welche sie in der schlichten Krypta verlebt, eine vollkommene Umwälzung in ihrem Inneren.

Als sie durch den noch immer strömenden Regen heimging, sagte sie zu sich selbst:

„Ich will in die Heimath, zu den Verwandten meines Vaters, wenn noch welche von ihnen leben, und auch zurück zu meines Vaters Glauben. Ich will meine Kinder nicht zu Engländern, sondern zu Franzosen erziehen, nach dem alten edlen Vorbild der Hugenotten, von dem mein Vater mir erzählte, und dem er selbst glich. Mon père, mon père!"

Es war ein Traum, der ihrer gänzlichen Unwissenheit in manchen Dingen entsprang; ebenso unausführbar wie manche anderen Wünsche und Pläne, die sie entworfen, die wie eine Welle zerrannen. Jetzt aber hatte dieser Gedanke Josephinen mit solcher Macht erfaßt, daß er ihr einen Schimmer neuer Hoffnung gab. Sobald sie nach dem Hotel zurückgekehrt war, schlug sie ihrem Manne mit anscheinender Sorglosigkeit so ganz beiläufig vor — denn er widerstrebte jetzt alle dem, was sie ernstlich wünschte — daß sie anstatt ihre Reise in diesem trüben Wetter fortzusetzen, augenblicklich die Kinder kommen lassen und nach Paris gehen wollten, das neue Jahr dort zu beginnen, le jour de l'an sei dort mit so vielen Vergnügungen verknüpft.

„Wirklich?" fragte Sir Edward. „Ja, ich sehne

mich nach Zerstreuung, ich denke, ich möchte reisen. Wann könnten wir aufbrechen?"

„Vielleicht in acht Tagen."

Sie kam sich selbst verächtlich vor, daß sie ihres Mannes Launen fröhnte, statt ihn durch vernünftige Ueberlegung zu bestimmen; aber sie war jetzt oft genöthigt so zu handeln. Eine wunderbare Schlauheit und kindische Reizbarkeit mit unbeugsamer Beharrlichkeit gemischt, zeigten sich jetzt oft bei ihm; dann war es sehr schwer mit ihm auszukommen, mit ihm, der als junger Mann so angenehm und gutmüthig war, eine bessere Laune als Josephine hatte. Aber jetzt waren die Verhältnisse anders.

Ehe ihr Mann seinen Entschluß ändern konnte, was er nur zu gern that, und ehe der Reiz der neuen Idee ihn nicht mehr lockte, traf Lady de Bougainville eilig alle ihre Anordnungen; sie gab Oldham Court in die Aufsicht ihres Anwaltes, des Herrn Langhorne, ließ ihre Kinder und einige der Diener kommen, und ehe sie beinahe die Thatsache selbst begriff, befand sie sich in dem Lande ihrer Väter, in derselben Stadt, in der mehr als ein de Bougainville der letzten Generation auf der Guillotine das Verbrechen gesühnt hatte, daß die Familie durch Jahrhunderte hindurch im besten Sinne des Wortes adlig gewesen.

Als Josephine im trüben Morgennebel durch die Straßen fuhr, malte sie es sich in ihrer Phantasie aus, wie wohl ihr Vater darein geblickt haben mochte, als er früh am Morgen als kleines Kind geweckt wurde, um seinen Vater auf dem Todtenkarren vorbeifahren zu

sehen; und schaudernd stellte sie es sich vor, was ihre schöne Großtante gefühlt haben mußte, als der kalte Stahl des Schwertes ihren Nacken berührte. Doch das waren schreckliche Zeiten gewesen, es schien kaum glaublich, daß erst siebenzig Jahre seitdem verflossen.

Paris, wie es damals war, und wie Lady de Bougainville es mir beschrieb, mit der Liebe des Alters bei Orten, Ereignissen und Menschen weilend, die lange in den Abgrund der Vergessenheit gesunken — das alte Paris existirt nicht mehr. Kaiserliche „Verbesserungen" (sogenannte wenigstens) haben seine historischen Grenzmarken und Denksteine fast alle vernichtet, und es zu dem gemacht, was sein gegenwärtiger Regent vermuthlich haben wollte, zu einer Stadt ohne eine Geschichte. Als ich es später selbst besuchte, in dem Wunsche dort zu weilen, wo meine theure, alte Freundin so gern gelebt und ihr bei unserer Heimkehr von ihren Lieblingsplätzen zu erzählen, fanden wir fast keinen einzigen mehr, außer der alten wunderlichen Rue St. Honoré, in der sie in einem nach halb französischem, halb englischem Style eingerichteten Hotel, das Sir Edward gefiel, während ihres ganzen dortigen Aufenthaltes lebten.

Ich weiß nicht, ob es das Pulsiren des feurigen angestammten Blutes war, oder nur die helle, klare, sonnige Atmosphäre, daß Lady de Bougainville ihr Herz erleichtert fühlte, sobald sie Paris betrat. Sie war nicht Eine, welche über Unabänderliches klagte. Oldham Court hatte sie freilich verlassen müssen, aber es gab doch auch in der gegenwärtigen Lage viele An=

nehmlichkeiten. Sie besichtigte alle Sehenswürdigkeiten mit ihren Kindern in den Vormittagsstunden, Gemäldegallerien, Museen, Gebäude, und Nachmittags fuhr sie mit Sir Edward aus, ihn mit dem Allen bekannt zu machen, das ihn amüsiren konnte — und er amüsirte sich wirklich in jener Zeit. Seine Gesundheit und seine Stimmung wurden besser; er räumte ein, Paris sei ein angenehmer Ort zum Ueberwintern, würde es noch mehr sein, wenn sie erst mehr bekannt wären, und Menschen kennten. Zu dem Zwecke war er immer bei Galignani's und spähte nach all den englischen Gästen, in der Hoffnung bekannte Namen zu finden.

Aber in Paris ergab sich dieselbe unter den obwaltenden Umständen unvermeidliche Schwierigkeit. In gesellschaftlicher Hinsicht waren die de Bougainville's noch nicht zu der Höhe ihres Reichthumes gestiegen, und über einen gewissen Punkt hinaus brachte er ihnen keinen Nutzen. Sie lebten fast ebenso allein und verlassen in der Rue St. Honoré, wie sie in St. James Street gelebt. Umsonst plagte Sir Edward seine Frau ihr Gedächtniß anzustrengen, die Namen der vornehmen Familien, mit denen ihr Vater bekannt gewesen, zu finden, in der Hoffnung sie aufzusuchen und sich an sie anzuhängen. Vergebens verlangte er, sie solle ihre Karte auf der englischen Gesandtschaft, ja selbst in den Tuilerien abgeben; denn einer der de Bougainville's hatte sich einem Gliede der Familie Orleans als treuer Freund bewährt. Ein Etwas — war es Stolz oder Scham oder nur angeborene Zurückhaltung — ließ Jo-

sephinen fest und bestimmt solche Hinterthüren-Methoden, um in die Gesellschaft zu gelangen, zurückweisen.

Auch Cäsar, der nun ganz erwachsen war und schon mitreden konnte, zeigte sich solchen Vorschlägen sehr abgeneigt.

„Mama, wenn die Leute uns nicht um uns selbst und freiwillig aufsuchen, so mag ich lieber gar keine Bekannte und Freunde haben. Wir können auch ohne sie fertig werden."

„Das meine ich auch, mein Sohn," entgegnete die Mutter.

Nebenbei war sie nicht sehr durch den Mangel an Bekannten berührt. Sie wußte, es war nur ein vorübergehender Zustand; denn wenn sie auf ihren Sohn blickte, dessen angeborene Schönheit und Anmuth täglich mehr durch Männlichkeit und Feinheit des Benehmens gewann, welche das Leben auf den Universitäten doch mehr oder minder jedem Jüngling verleiht, dann lächelte sie ganz befriedigt. Es war nicht zu befürchten, daß Cäsar nicht überall gefiele und Freunde fände.

Er gab ihr Trost für manche anderen Dinge, die schwer zu tragen waren, nicht große Leiden, aber kleine doch tiefgehende Kränkungen. Es war für Josephine oft sehr hart, wenn sie das leichte Achselzucken oder das verstohlene Lächeln bemerkte, unter dem die höflichen Franzosen, welche sie an der table d'hôte oder im Theater trafen, ihr Verwundern über die Unfeinheit, ja zuweilen „die Grobheit" des reichen Milord Anglais versteckten, der immer bedacht war, nur ja sein volles Recht zu bekommen. In einem fremden Lande zeigt

sich das Factum noch deutlicher, daß trotz seines Ranges und seines Reichthumes ein durch und durch selbstsüchtiger Mann nie ein Gentleman ist, ja nicht einmal als solcher erscheint.

So reich Sir Edward war, so fand er doch, daß, wenn der einzige Schlüssel zur Thüre der Gesellschaft ein goldener ist, man lange braucht, ehe er diese öffnet. Er wurde schon des Strebens müde und sprach davon, Paris zu verlassen, als das magische: „Sesam öffene Dich" als Erfüllung seines Herzenswunsches auf sehr unerwartete Weise erklang.

Durch ein Sehnen nach dem Glauben ihres Vaters getrieben, der ihrer Seele eine Stütze sein sollte, inmitten der Schein-Religiösität, in der sie lebte, ging Josephine jeden Sonntag nach der französischen Protestanten-Kapelle. Nicht, daß der Prediger sie viel lehren konnte, wenige Geistlichen können das bei Zuhörern, gleich ihr, deren scharfe und traurige Lebenserfahrung alle Dogmatik als eitle Worte hinstellt; nur Gott allein vermag einer Seele den Glauben zu geben, die allen Glauben an die Menschen verloren hat. Aber Lady de Bougainville hörte gern der weichen schönen Aussprache des alten Predigers zu; ihr gefiel die Einfachheit des Gottesdienstes und der sichtliche Ernst an der Sache, welchen die Gemeinde bekundete. Ein Ernst, der sehr verschieden war von dem der Andächtigen in den katholischen Kirchen, obgleich auch dieser etwas für sie Rührendes hatte. Sie beneidete oft die knieenden armen Frauen, welche mit solcher Inbrunst selbst zu

einem Heiligen oder der Jungfrau beten und an sie glauben konnten.

Aber die französischen Protestanten schienen Gott in der Weise anzubeten, die, wie sie glaubte, ihm die liebste sein müßte, mit offenen Augen und ohne Furcht, nach dem Vorbilde ihrer Vorfahren, die verfolgt und in den Tod getrieben wurden, doch niemals Ihn, ihren Gott, verleugneten. Der Unterschied, so schwer zu verstehen, zwischen Glauben und Aberglauben war noch vorhanden. Sie meinte noch oft in den Gesichtern dieses neunzehnten Jahrhunderts Züge und Blitze des alten hugenottischen Geistes zu sehen, mit seiner Strenge, seinem Muthe und seiner unvergleichlichen Hingabe. Ein Geist der so verschieden von dem des katholischen Frankreich, wie der der Puritaner und Covenanter dem des verderblichen Hofes der Stuarts unähnlich war.

Josephine träumte in dieser Art, wie sie dies beinahe jeden Sonntag that, als sie aufblickend unter den fremden Gesichtern ringsumher ein ihr bekanntes sah. Sobald der Gottesdienst vorüber, eilte sie auf die Person zu, welche Niemand anders als Priscilla Nunn war.

„Wie kommen Sie hierher? Wer konnte das erwarten! Meine gute Priscilla, ich bin so froh!"

Die Frau knixte, sah sehr erfreut aus und versicherte, sie habe „Mylady" schon mehrere Sonntage gesehen, aber gedacht, Mylady wolle sie vielleicht nicht bemerken. Sie erzählte weiter, sie habe ihr Geschäft aufgegeben, sei zu ihrem alten Beruf zurückgekehrt, und lebe nun als Pflegerin bei Lady Emma Lascelles.

„Sie ist sehr krank, Mylady, wird nie wieder gesund werden. Wie oft spricht sie von Ihnen — darf ich sagen, daß ich Sie traf?“

„Nein—ja,“ erwiderte Josephine zögernd, denn sie war etwas gekränkt durch Lady Emma's langes Schweigen, das nun durch ihre Krankheit erklärt ward. Lady de Bougainville stand noch Priscilla's Hand haltend, als sie ihren Gemahl sie in der Equipage erwarten und mit erstaunten mißtrauischen Augen betrachten sah. Schnell gab sie Priscilla ihre Adresse und ging zu Sir Edward, denn sie wußte wohl, welcher Zorn ihr armes Haupt treffen würde. So geschah es auch, bis er hörte, bei wem die verpönte Priscilla lebte.

„Lady Emma! Du mußt sie gleich aufsuchen. Sie kann uns vom höchsten Nutzen sein; sie hatte Dich stets so lieb. Wo wohnt sie?“

Josephine hatte nicht danach gefragt; aber am nächsten Morgen erschien schon Herr Lascelles mit der Bitte, seine Frau zu besuchen, die sich sehr nach ihr sehne.

Ohne jeden Aufenthalt und ohne Umstände nahm Josephine Shawl und Hut und ging eine Straße weit nach der ruhigen Vorstadt, wo umgeben von all dem Luxus und der Eleganz, welche Paris bieten konnten, die junge Frau langsam sterbend lag. Sie hatte ein Kind nach dem andern verloren; eine neue Hoffnung erstand nur um zu ersterben; und jetzt schien sie ruhig dahin zu welken und aus der Welt zu scheiden, die sich ihr einst unter so glänzenden Aussichten geöffnet, und nun so schnell zu schließen drohte. Doch nahm sie noch im-

mer warmes Interesse an Allem darin und sie war sehr erfreut Lady de Bougainville zu sehen.

„Eine alte Freundin mit einem neuen Antlitz,“ sagte sie lächelnd, „aber Sie vermag doch nichts umzuändern. Ich bin sehr froh, daß mein Vetter Ihnen sein Vermögen hinterließ; Niemand wartete darauf, und Sie können es sehr gut brauchen und sich seiner erfreuen. Sie haben ja Ihre Kinder, Sie glückliche Mutter!“

Die arme Lady Emma brach in Thränen aus.

Von dem Tage an erneuerten die beiden Frauen ihre alte Intimität, sie waren viel beisammen. Da Herr Lascelles eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft hatte und seiner Frau, wenn deren Zustand es erlaubte, viele liebenswürdige und amüsante Menschen zuführte, so kam es dahin, daß durch dies Begegnen mit Priscilla Nunn die Familie de Bougainville in die Pariser Gesellschaft eingeführt ward. Wirklich gute Gesellschaft, die selbst Sir Edward anerkannte, denn sie umfaßte Personen hohen Ranges, mit denen er selbst in seinen kühnsten ehrgeizigen Träumen niemals hoffen konnte zusammen zu sein.

Der Hof, welcher damals in Paris residirte, muß, so lange seine Herrschaft währte, einer der besten und reinsten Höfe gewesen sein, die Frankreich je gekannt. Wie auch seine politischen Fehlgriffe oder Mißgeschicke gewesen sein mögen, in der Familie war er ohne Makel. Niemand konnte den häuslichen Kreis des Bürgerkönigs betreten, ohne ihn zu bewundern und zu lieben. Es herrschte ein unendlich feiner und doch einfacher Ton dort, man liebte Kunst und Literatur; doch noch höher

stand der moralische Werth; die alte aristokratische Grazie ward mit dem Liberalismus der Zeit vereinigt und dem Range, dem Reichthum, dem Talente wurde stets der rechte und geeignete Platz angewiesen und die gebührende Ehre gezollt. Obgleich manches Jahr seit seinem Fall vergangen ist, so sprechen doch Alle, welche ihn kannten, mit Anhänglichkeit von dem Hofe Louis Philipps.

Lady de Bougainville that es bis zu ihrer letzten Stunde. Ob sie jemals dort geglänzt, weiß ich nicht, da sie davon nicht sprach; aber sie war mit innigem Vergnügen dort; es gewährte ihr mehr Genuß als Sir Edward, der nachdem der erste Rausch des Entzückens verflogen war, sich nicht in seinem Elemente fühlte. Er vermochte nicht die vollkommene Einfachheit jener hohen Personen zu verstehen, welche mit armen Autoren und Künstlern wie mit ihres Gleichen umgingen, freundlich gegen ihre Diener waren und, statt mit all den Zeichen ihrer hohen Stellung sich zu bekleiden, sich ganz schlicht benahmen und zu manchen Dingen herabließen, die weit unter dem Gesichtskreise einer so hohen mächtigen Persönlichkeit wie Sir Edward de Bougainville lagen. Er ward oft ganz verwirrt und zuweilen fühlte er sich unbehaglich; so ließ er zuletzt seine Frau allein in die Gesellschaft gehen, oder in Begleitung ihrer Tochter.

Adrienne wurde in die Welt eingeführt. Sie saß neben ihrer schönen Mutter so still und schüchtern, wie eines der jungen französischen Mädchen, aber sie amüsirte sich vortrefflich bei Allem, was um sie vorging.

Ruhig schaute sie zu, wenig Theil an den Lustbarkeiten nehmend, bis sie endlich durch eine energische französische Mutter als eine sehr wünschenswerthe „partie" beachtet ward, und sich nun voll Angst an ihre eigene Mutter wandte, die den jungen „prédentu" bald verschwinden machte. Trotz ihrer geringen Hübschheit und ihrer nicht guten Figur zog die Kunde von der reichen Aussteuer der Mademoiselle de Bougainville doch mehr als einen Freier herbei, gegen die Adrienne so gleichgültig war, wie ihre Mutter es nur wünschen konnte.

Aber von da an dachte Josephine oft mit Angst an die Zukunft dieses Kindes, das ihr selbst so unähnlich war, nichts von ihrem Muthe besaß, mit dem Leben zu kämpfen. Schüchtern, zaghaft, leicht beeinflußt und geleitet, war Adrienne in Manchem dem Vater ähnlich, während sie von ihrer Mutter nur die Gradheit und Aufrichtigkeit geerbt hatte.

„Wenn Du einmal heirathen solltest," sagte Lady de Bougainville zuweilen zu ihr, „so muß es ein Mann sein, der Dich sehr sanft und gütig behandelt, dem ich vollkommen vertrauen kann, oder mein Herz würde brechen. Ich hoffe manchmal, Du heirathest nicht."

„Das glaube ich auch," erwiderte Adrienne mit süßem Erröthen. „Einen Franzosen möchte ich wenigstens nicht."

Da konnte die Mutter also ganz ruhig sein, daß keiner dieser jungen Männer, die wie sie glaubte nur des Geldes wegen um sie geworben, das Herz ihrer jungen Tochter bewegt hatten, die sie noch liebkosend ihr „kleines Mädchen" nannte.

Siebenzehntes Kapitel.

Nachdem sie beinahe ein Jahr in Paris gewesen — denn in der fashionablen Saison für „la campagne" gingen sie mit der vornehmen Welt nach irgend einem ländlichen, nicht zu weit von der Hauptstadt entfernten Orte — wünschte Sir Edward weiter zu reisen. Es lag eine seltsame Ruhelosigkeit in ihm, die ihn nirgend heimisch werden ließ. Nach Oldham Court zurückzukehren verweigerte er entschieden, und als dieser Plan näher und ausführlich besprochen wurde, ersah Josephine, daß Cäsar diese Abneigung theilte. Er hatte nie mit ihr über die traurige Ursache geredet, welche ihre so schleunige Abreise bewirkte; doch daß der stolze, ehrenhafte, zurückhaltende Jüngling sie kannte und schwer darunter litt, das fühlte sie.

Als sie die Sache mit dem Sohne überlegte, denn sie hatte schon gelernt, seiner frühreifen Einsicht und seinem Tact zu vertrauen, sagte er:

„Nein Mutter, laß uns nicht wieder nach Oldham Court gehen, wenigstens nicht vor Ablauf einiger Jahre. Dem Hause geschieht kein Schade und die Ländereien sind gut verpachtet. Als ich Herrn Langhorne zuletzt in Oxford sprach, sagte er, Du würdest reicher sein durch

die Verpachtung, als wenn Du dort wohntest; und ich kann da nicht leben — niemals wieder. Ueberdies," fuhr er schnell fort, als müsse er eine von ihm geschlagene Wunde heilen, „muß ich ja auch thätig sein, mich für ein Amt tüchtig machen und mir selbst ein Vermögen erwerben. Dann, lieb Mütterchen, kann Oldham Court Deine Residenz sein, wenn Du erst eine alte Dame bist."

Sie lächelte, brach das Gespräch ab und ließ den Plan fallen; doch sehnte sie sich noch immer nach einer Heimath, einer Ruhestätte. Endlich sah Cäsar dies, und er begann auf Fußtouren England zu durchreisen, bis es ihm gelang einen Ort zu finden, der, wie er glaubte, der Mutter wie auch dem Vater zusagen würde. Es war ein sehr großes, alterthümliches Gebäude, man konnte es wohl ein Schloß nennen, nicht im gothischen Style, sondern aus den Zeiten der Königin Anna. Obgleich das Haus sehr verfallen war, blieb es zweifellos, daß die einstige Pracht und der Glanz desselben wieder herzustellen waren.

„Du hast Geld genug dies zu thun, Mama, sagt Herr Langhorne wenigstens. Und denke, wie das Ausbauen und Einrichten Papa amüsiren würde. Es ist ein prächtiges altes Haus und nun gar erst der Park — solche herrlichen Bäume findet man nicht oft. Die Zimmer sind so groß, so hoch und geräumig; Du könntest die schönsten Gesellschaften und Bälle darin geben. Du weißt, ich liebe das Tanzen,, Liebste Mutter, überlege es wohl, ehe Du den Plan des Ankaufes von Brierley Hall verwirfst!"

Sie versprach es, doch mit wenig Antheil für die Sache, mit so geringem Interesse, wie wir es oft für Menschen und Orte empfinden, die doch bestimmt sind eine große Rolle in unserem Leben zu spielen. Daß ihr geliebtes Oldham Court nie wieder ihre Heimathsstätte werden würde, das war ihr klar.

Lady de Bougainville dachte viel an ihres Sohnes Vorschlag, schon um ihm einen Wunsch zu erfüllen; denn er wurde ihrem Herzen täglich theuerer. Er kam nur auf kurze Besuche nach Paris; seine Studien in Oxford wurden von ihm mit einem solchen Eifer und einer solchen Ausdauer betrieben, daß er dadurch den Mangel brillanter Begabung ersetzte. Er arbeitete für seinen Grad, als ob er ein armer Bursche gewesen und nicht der Erbe eines großen Vermögens; er vergaß darüber selbst seinen einundzwanzigsten Geburtstag, der ohne jede Festlichkeit und äußere Kundgebungen vorüberging. Nur der Mutter Herz schlug doppelt stolz und dankbar an dem Tage der Volljährigkeit ihres Lieblings, der nun ein Mann war, der seine Laufbahn in seiner eigenen Hand hielt.

Cäsar war doch mehr ein Engländer als ein Franzose, trotz der Aehnlichkeit mit seinem Großvater, die sich als so auffallend bewies, daß mehr als einer der alten Hofleute gekommen war, in ihm den Nachkommen des Vicomte de Bougainville zu begrüßen. Der junge Mann vereinte mit seinem Ernst und seiner englischen Würde die Anmuth der Franzosen, welche uns Britten oft fehlt, und seine hohe, edle Gestalt, sein kluges, schönes Gesicht

ließ ihn angenehm auffallen, wohin er trat, besonders auch in jedem salon, in dem er erschien.

Seine stolze Mutter bemerkte dies besonders an einem Tage, dessen Ende ein trübes war. Sie waren zu einem Empfangsabende gewesen, Lady de Bougainville allein mit ihrem Sohne, da Sir Edward gewünscht hatte, Adrienne solle bei ihm zu Hause bleiben, um Domino mit ihm zu spielen. Seit er in Frankreich war, bezeigte er große Vorliebe für dieses harmlose Spiel, das ihm herrlich zusagte. Adrienne hatte gehorcht, wenn auch etwas zögernd, da der Empfang in einem Hause stattfand, in welchem sie trotz ihrer Schüchternheit gern war. Die Wirthin war eine Dame, die, wenngleich sie zu arm war, um reichlich zu bewirthen — Sir Edward hatte sich stets beklagt, daß es bei ihren Reunions nichts als Kuchen und schwache saure Fruchtweine gebe — doch durch ihren exquisiten Tact und ihre hochgebildete Anmuth, die bei einer Frau oft dem Talent vorzuziehen sind, einmal wöchentlich alle Leute von Distinction in Paris um sich versammelte. Als Lady de Bougainville am Arme ihres Sohnes in der glänzenden Menge stand, müssen Beide einen guten Eindruck gemacht haben.

„Wir müssen nun doch wohl zu Hause," sagte die Mutter öfter zu Cäsar, obgleich sie sich mit ihrer französischen Leichtherzigkeit gern dem Vergnügen des Abends überließ; es war, als ruhe sie froh und behaglich auf einer jener sonnigen Wellen, wie sie im menschlichen Leben oft aufsteigen und fallen. „Ich möchte selbst früher, als ich versprach, heimkehren, vielleicht fühlt Papa

sich einsam. Er sagte mir, er würde heute ganz allein zu Hause sein."

„Wirklich," erwiderte Cäsar trocken. „Mir war, als hörte ich ihn Befehle zu einem kleinen Souper ertheilen, das er für einige zu erwartende Gäste bestellte. Aber," fuhr der junge Mann bedeutungsvoll fort, „es kommt freilich öfter vor, daß Papa etwas — vergißt."

„Cäsar!" rief Lady de Bougainville streng und scharf, dann fügte sie milder, fast bittend hinzu: „Sei Du nicht hart gegen Deinen Vater!"

Mutter und Sohn fuhren sogleich nach Hause und erschienen dort früher, als sie erwartet und vielleicht sogar gewünscht wurden. Denn wen fanden sie dort mit Sir Edward Domino spielend und ihn und Adrienne unterhaltend, die so glücklich und entzückt wie in ihrer Kinderzeit aussah, wen anders als Josephinens Abneigung und Furcht langer Jahre — Herrn Summerhayes?

Es giebt Frauen, welche mit Recht der Schrecken aller Freunde ihrer Männer sind, die so streng, so prüde sich benehmen und die Tugend in so abstoßender Weise zur Schau tragen, daß im Vergleich dazu das Laster angenehm erscheint; ihnen rede ich nicht das Wort. Wohl aber einer Frau, die den Muth hat, Schlechtigkeit bei dem rechten Namen zu nennen und ihr, wie liebenswürdig sie auch auftrete, ihr Haus zu verschließen; die, wie David, „nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch sitzet, wo die Spötter sitzen." Armer König David — auch ein Sünder! Aber wenn er sündigte, so bereute er auch. Hatte er jemals seine bösen Thaten bereut?

Wenn das geschehen, so glaube ich wäre Lady de Bougainville wohl die Erste gewesen, selbst Herrn Summerhayes freundlich ihre Hand darzureichen.

Jetzt aber verbarg sie ihre Gefühle nicht. Sie stand stolz und gerade, mit verwunderten ernsten Augen dem Gaste ihres Mannes gegenüber. Ihr Wesen war so gar nicht mißzuverstehen, es lag eine so unerschütterliche Entschlossenheit darin, daß Summerhayes keinen Versuch machte, sich dagegen aufzulehnen, sondern mit den Worten aufstand: „Ich sehe, ich bin hier überflüssig", und mit einer Verbeugung sich entfernte.

Sein Freund machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten; als er aber fort war, brach Sir Edward in Klagen und Vorwürfe aus.

„Josephine, wie kannst Du so unfreundlich, ja so unhöflich sein? Du hast den einzigen Freund, den ich besitze, von mir entfernt, den einzigen Menschen, dessen Gesellschaft mich amüsirt, den ich von allen Leuten in Paris am liebsten sehe."

„Bist Du oft mit ihm zusammengekommen?"

„Warum? Ja — nein, nicht sehr häufig, und nur bei Galignani. Ich brachte ihn heute zum ersten Male hier in's Haus."

„So bitte ich Dich, es nicht zu wiederholen. Du weißt, was er ist und wie ich über ihn denke. Hier in meiner Familie, inmitten meiner jungen Söhne und Töchter, darf dieser Mensch nicht weilen. Erinnere Dich daran, Edward, für den Fall ich einmal wieder nicht zu Hause sein sollte!"

Sie sprach bestimmt und nachdrücklich — vielleicht

bestimmter, als sie in Gegenwart ihrer Kinder mit deren Vater geredet haben sollte; aber es war nothwendig. Jede Unentschiedenheit konnte Schaden bringen, und sie waren alt genug, um nicht im Dunkel zu bleiben über die Gesellschaft, in der sie sich bewegten.

Niemand antwortete ihr. Cäsar, der gerade so unangenehm überrascht ausgesehen wie sie, nahm ein Buch und ging zu Bett; aber Adrienne folgte der Mutter nach ihrem Zimmer und sagte sehr erregt:

„Glaube mir, Mama, ich hatte keine Ahnung, daß Herr Summerhayes kommen würde. Aber ich war so erfreut, ihn zu sehen; ich wußte nicht, daß Du ihm so abgeneigt bist."

Das war wahr; denn sie hatte so wenig als möglich zu ihrer Tochter von ihm geredet; seine Fehltritte konnten nicht leicht mit einem jungen Mädchen besprochen werden; auch war es nicht angenehm, einen Freund des Vaters ihr in solchem Lichte zu zeigen. Selbst jetzt ward es Lady de Bougainville schwer, die Motive ihrer Handlungsweise recht zu erklären.

„Ja, ich mag ihn nicht leiden, Adrienne, und ich habe vollgültige Ursache dazu, wie ich Dir, wenn es nöthig sein sollte, einmal sagen will; für jetzt wollen wir darüber schweigen. Herr Summerhayes wird wohl schwerlich wiederkommen, da Papa ihn nicht einladen wird."

Trotzdem wußte Josephine, wie achtsam sie sein mußte, um das Gefürchtete zu verhindern, wie sie die Kinder vor ihrem Vater zu behüten nöthig hatte, der, wenn er einmal eine Sache wünschte, kein noch so un=

erlaubtes Mittel scheute, sie durchzusetzen. Sehr bald entdeckte sie, daß ihr Mann schon lange Zeit einen geheimen Briefwechsel mit Herrn Summerhayes unterhalten, und wenn er ihm auch nicht Geldunterstützungen gab — denn seit er reich, war Sir Edward geizig geworden — ihm doch erlaubte, sich seines Namens und seiner Bekanntschaft hier und dort als Hülfsmittel zu bedienen; diese Art des Patronisirens schmeichelte seiner Eitelkeit. In einem Punkte war er so weit gegangen, daß Josephine ihn voll Entsetzen anblickte.

„Er Adrienne heirathen!“ Die Mutter schauderte. Und als Sir Edward ihr eines Tages fast zögernd einen Brief gab, in welchem Herr Summerhayes in aller Form um ihrer Tochter Hand bat, riß sie das Blatt in einem Anfall gerechten leidenschaftlichen Unwillens in Stücke.

„Wie kann er es wagen?“ rief sie mit bebender Stimme. „Natürlich schlugst Du es ihm gleich ab!“

„Ich — mochte das nicht so kurzweg thun. Er kennt alle meine Angelegenheiten, kennt die Vergangenheit. O Josephine, bitte — bitte, sei vorsichtig!“

Es war die alte Geschichte. Der kräftige, schlechte Mensch kannte und gebrauchte seine Macht über den schwachen. Mit einem Blick übersah Lady de Bougainville die ganze Sachlage.

„Feigling!“ hätte sie beinahe gesagt, aber ihre blinde Leidenschaft sänftigte sich; denn sie konnte ihr gefährlich werden. Sie mußte klar und besonnen handeln, ganz auf ihrer Huth sein. In einer neuen und unerwarteten Form war das alte Elend ihr wieder erstanden; sie

mußte ihre Kinder von Neuem beschützen, nicht nur gegen Herrn Summerhayes, sondern gegen ihren eigenen Vater.

„Wann erhieltest Du diesen Brief, Edward?“ fragte sie jetzt gehalten und ruhig.

„Vor einer Woche. Aber ich fürchtete Deine Abneigung gegen den Antrag. Adrienne ist so jung.“

„Sie wird Geld haben; sie würde für Herrn Summerhayes eine sehr geeignete Frau sein.“

„Und er hat Talent; ist aus guter Familie und hat lange seine Jugendthorheiten hinter sich, wie er sagt. Er kann wohl für sie passen; Du solltest sie ihm geben. Nicht jeder Mann würde die arme Adrienne haben mögen; und alle Frauen müßten heirathen.“

„Meinst Du?“

„Das ist hübsch, daß Du so vernünftig bist. Wer soll den Brief beantworten, Du oder ich?“

„Ich will es thun.“

„Du wirst den armen Menschen nicht gleich abweisen? Du wirst ihn uns nicht zum Feinde machen?“

„Hat er je mit dem Kinde davon gesprochen? Aber nein, Adrienne würde es mir erzählt haben — sie vertraut mir Alles.“

Der Trost, der bei dem Gedanken an ihre guten Kinder sie stets überkam, sänftigte auch jetzt die halb wahnsinnige Angst der erschrockenen Mutter. „Wenn er geschwiegen hat, so will ich ihm vergeben. Aber er darf meiner Tochter Antlitz nicht wiedersehen.“

In diesem Sinne schrieb sie ihm, während ihr Mann über ihre Schulter blickte und nur immer bat:

„Bitte, beleidige ihn nicht — kränke ihn nicht!“ Mehr wagte er nicht zu sagen, denn wenn seiner Gattin Antlitz und Wesen diesen Ausdruck trugen wie jetzt, war er niedergeschmettert und erlaubte sich keinen offenen Widerstand.

Jetzt gab es noch eine sehr wichtige Frage zu erörtern; ob die Mutter Adrienne mittheilen solle, was vorgefallen, und daß die Eltern, welche Herrn Summerhayes ihrer nicht würdig hielten, ihn gleich abgewiesen hatten, oder ob sie durch ein gänzliches Schweigen über die Sache dem Risiko vorbeugen sollte, in dem Herzen des jungen siebenzehnjährigen Mädchens ein Interesse für einen nach ihrer Meinung vielleicht nur unglücklichen Mann zu wecken. Hierüber vermochte sich die arme Mutter nicht sogleich zu bestimmen; endlich überließ sie den Umständen die Entscheidung und nahm sich nur vor, immer zu wachen und auf ihrer Huth zu sein.

Herr Summerhayes spielte seine Karten geschickt. Er kam nicht wieder in das Haus, er machte keine offenkundigen Demonstrationen; aber er folgte Adrienne mit jener stillen, doch unablässigen Anbetung, welche selbst ein so unschuldiges junges Wesen bemerken mußte. Indem er sich des Namens und des Einflusses von Sir Edward bediente, erlangte er in mehreren Häusern, welche die Familie de Bougainville besuchte, Zutritt, und obgleich er Adrienne nie anredete, beobachtete er sie unaufhörlich mit seinen melancholischen, poetischen Augen. Freilich war er vierzig und sie siebzehn Jahre, doch darin liegt oft für beide Theile noch mehr Anziehendes, und sie hatte ihn als Kind stets sehr lieb gehabt. Die

Mutter erinnerte sich nun, wie er Adrienne auf seinen Schooß genommen und sie seine kleine Frau genannt hatte. Manch wahres Wort wird im Scherz gesprochen!

Jetzt waren die Jahre der Kindheit bei ihr geschwunden, der Abstand war nicht so groß zwischen ihnen und Herr Summerhayes sah noch jung und interessant aus, denn Leute ohne Herz und Gewissen werden oft sehr spät alt. Erinnerte sich Adrienne wohl jetzt noch an alle diese kleinen Vorgänge mit ihm?

Sie war in ihrem Wesen stets so still und ruhig, daß die Mutter selbst keine Ahnung von ihren Gefühlen hatte. Sobald sie gehört, daß Herr Summerhayes nicht beliebt sei, hatte sie seinen Namen nicht genannt. Wenn sie mit ihm in Gesellschaft zusammentrafen, gingen sie mit einer Verbeugung an einander vorüber; denn Lady de Bougainville wünschte nicht ihn als einen Schurken hinzustellen, und vor Allem wollte sie jeden Schein von Uebelwollen oder Ungerechtigkeit gegen ihn vermeiden. Sie bewachte und behütete nur ihr Lamm vor jeder Annäherung des Wolfes, der sich aber mehr und mehr wie jeder andere Mann in der Gesellschaft benahm, daß der Mutter Furcht nachließ und sie die Hoffnung hegte, sie habe zu schwarz gesehen.

Doch eines Tages kam Alles zum Ausbruch.

Der Mann mußte verrückt oder blind sein — blind in der Ueberschätzung seiner selbst oder wahnsinnig gemacht durch seine schlechten Verhältnisse, daß er diesen Schritt wagte. Er sandte Adrienne eines Morgens ein Bouquet von einem Briefe begleitet. Es war kein ausgesprochener Heirathsantrag, doch so nahe demselben,

daß das einfachste, jüngste Mädchen ihn nicht mißverstehen konnte. Nur that Herr Summerhayes, was viele Männer der Welt thun, er ging auf diese Einfachheit zu viel bauend über sein Ziel hinaus; denn Adrienne lief zitternd, aufgeregt, kaum wissend, was sie begann, zu ihrer Mutter. Ihr zartes Gewissen und die Gewohnheit vollkommener Aufrichtigkeit leiteten sie, den Brief in deren Hände zu legen.

Lady de Bougainville las den Brief zweimal durch, ehe sie sprach. Es war ein sehr kluger, äußerst geschickter Brief; Herr Summerhayes konnte darin ein Meister genannt werden. Er schilderte seine Ergebenheit in der demüthigsten und selbstlosesten Weise; er erbat für seine Liebe die väterliche Sanction, und in dem einzigen Punkte, in welchem er das Decorum überschritt, indem er Adrienne aufforderte, ihn an diesem Sonntag Nachmittag in den stillen Gallerien des Louvre zu treffen, stellte er sich wieder unter den Schutz ihres Vaters, der versprochen, sie dorthin zu begleiten.

Wie ich schon gesagt, las die Mutter den Brief zweimal unter heißer Indignation; als sie dann aufblickte, sah sie Adriennens glühendes Antlitz, auf welchem eine neue, unverstandene Bewegung zitterte.

„Mein Kind, o, mein armes Kind!“ rief die Mutter verzweiflungsvoll.

Zu sagen, daß sie ihre Tochter lieber im Sarge wie als die Gattin des Malers gesehen, wäre eine Phrase gewesen, welche manche thörichten Eltern gebrauchten und bereuten. Lady de Bougainville war zu klug, um sich ihrer zu bedienen, oder durch Uebertreibung der Aus-

drücke die Wahrheit zu neutralisiren, welche ihr so klar wie das Tageslicht zu sein schien, die selbst das arme Kind sehen mußte, wenn sie ihr dargelegt wurde.

„Adrienne," sagte die Mutter kummervoll, „ich bin froh, daß Du mir den Brief zeigtest; er ist so gut wie ein Heirathsantrag, den Du, wie ich hoffe, gleich dem übrigen zurückweisen wirst. Du kannst Dir doch nicht ernstlich aus Herrn Summerhayes etwas machen?"

Adrienne senkte den Kopf und flüsterte:

„Ich habe ihn mein ganzes Leben gekannt und — und er mag mich so gern."

„Aber er ist ein schlechter Mensch, viel schlimmer als Du einen kennst oder nur eine Idee davon hast."

„Er ist so gewesen, aber Du siehst ja, er sagt, ich könne ihn besser machen."

Die alte Täuschung! Unglückliches Kind!

Jetzt blieb der Mutter keine Wahl. So schrecklich es war, die Augen der jungen Tochter für gewisse Verhältnisse zu öffnen, es mußte geschehen. Besser ein scharfes Weh auf einmal, denn ein ganzes elendes Leben.

Selbst wenn ein Körnchen Wahrheit in den falschen Worten des Mannes lag, so verwarf Josephine doch durchaus die Theorie, etwas Unrechtes zu thun, weil Gutes daraus erwachsen könne. Sie glaubte nicht an das Besserwerden eines Menschen, der dies von der Erfüllung eines Wunsches, einer Leidenschaft abhängig machte. So groß ist die Liebe der Frau, daß sie wohl einen irrenden Mann leiten, einen wankelmüthigen stützen kann; über einen durchaus schlechten hat sie keine Macht

oder nur eine schnell vorübergehende. Ein Aufflackern des Lichtes, um dann in Nacht zu verlöschen. Und gab es hier wohl überhaupt Licht?

Es war dies ein Fall — fast der einzig mögliche — in welchem die Mutter ein Recht hat, sich zwischen ihr Kind und deren Verderben zu stellen und die Heirath mit einem überlegten Bösewicht zu verhindern.

„Komm her, mein Liebling,“ sagte sie zärtlich und zog Adrienne auf ihren Schooß, sie dort in ihren Armen bergend, wie sie oft selbst nach den Tagen der Kindheit mit ihrem „kleinen Mädchen“ gethan. Während sie an der Mutter Herzen ruhte, erklärte ihr diese, was sie selbst erfahren und aus zuverlässigen Quellen wußte; welch ein Leben Summerhayes geführt, wie er stets gewissenlos, niedrig, ausschweifend, unehrenhaft gewesen und sich nur von der verdienten Strafe, welche weniger schlimme Menschen als er traf, gerettet hatte durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens, welche ihm auch jetzt noch theilweise geblieben. Er war ein schöner Mann mit brillantem Verstand und einer Art Biederkeit in seinem einnehmenden Wesen, welches selbst die von ihm Betrogenen zu seinen Gunsten stimmte; denn es war so weit gegangen, daß Leute, die ihn als Schwindler erkannt, sich wieder von ihm bethören ließen, um nur das Vergnügen seiner Gesellschaft nicht zu entbehren.

Solche Männer giebt es, wer von uns hätte sie nicht gekannt, und Leute, welche nicht streng moralische Grundsätze haben, unterhalten wohl eine Art Umgang mit ihnen, der, wie sie meinen, keinen Schaden bringen kann. Wenn aber nähere Bande in Frage kommen

— eine Heirath zum Beispiel, dann ist es etwas Anderes. Die Mutter von Herrn Summerhayes pflegte oft zu sagen: „Wenn Owen jemals heirathet, so stehe Gott seinem Weibe bei!“

Lady de Bougainville sprach zu sich selbst:

„Gott und ihre Mutter sollen meine arme Tochter wenn möglich schützen, seine Frau zu werden.“

Doch blieb sie auch jetzt gerecht. Sie gestand zu, daß sich ihre Autorität nur bis zu Adriennens Mündigkeit erstreckte.

„Wenn Du einundzwanzig Jahre alt bist, so kannst Du heirathen, wen Du willst — selbst Herrn Summerhayes. Bis dahin will ich Dich aber daran verhindern, wie ich Dich verhindern würde, Dich blindlings in die Flamme zu stürzen. Hast Du mich verstanden? Habe ich Dir sehr wehe gethan, mein Liebling?“

Adrienne antwortete nicht. Sie lag mit ihrem Kopf an ihrer Mutter Schulter, ihr Gesicht war abgewandt. Sie schluchzte weder, noch weinte sie, kein Zeichen der Zustimmung oder Widerrede erfolgte. Endlich wurde Josephine durch dieses Schweigen beunruhigt; sie hob den Kopf ihres Kindes empor, das ohnmächtig geworden.

Die Schmerzen der Liebenden sind groß und der Grausamkeiten von Eltern giebt es viele; dennoch glaube ich, daß es auch für sie zuweilen an Entschuldigungen nicht fehlt. Und wie das, was man um einen Anderen leidet, härter ist, als was man für sich selbst leidet, so möchte ich denken, daß kein Schmerz, keine Entrüstung eines jungen liebenden Herzens dem Gefühl von Weh und Grimm

gleich gekommen sein kann, mit welchem diese Mutter ihre gebrochene Lilie an ihrem Herzen hielt und den Mann, der solchen Jammer über ihr Kind gebracht hatte, haßte.

Und Adriennens Vater?! Aber es war nutzlos, ihm Fragen zu stellen, Vorwürfe zu machen oder Versprechen zu verlangen. Nichts, was er sagte oder gelobte, konnte geglaubt werden. Josephine mußte das Ganze in ihre Hand nehmen und durchführen.

Es war Sonntag Vormittag und die Straßen lagen in der vorübergehenden Ruhe, da das religiöse Paris in der Hoch-Messe war und das weltliche Paris schon angefangen hatte, seinen Freuden und Vergnügungen außerhalb der Thore nachzugehen. Der Louvre würde, wie Herr Summerhayes berechnet hatte, fast ganz leer sein; ein herrlicher Ort zum Begegnen für Liebende oder für Todfeinde, denn Josephinens Feind war Owen Summerhayes vom Anfang an gewesen. Daß er auch sie haßte, bezweifelte sie nicht, kannte sie doch zu viel von seinem Lebenswandel. Dennoch wollte sie ihm auf der Stelle gegenübertreten, ehe er ihr mehr Schaden zufügen konnte.

Sie ließ Adriennen in Bridgets Obhut, die ohne viele Worte verstand, warum es sich handle, und zur festgesetzten Stunde begab sich Lady de Bougainville nach dem Louvre, um den Anbeter ihrer Tochter zu sprechen.

Sir Edward war nicht bei ihm, doch Herr Summerhayes befand sich schon dort und ging durch die leeren Säle, die Bilder mehr mit dem kalten ruhigen

Auge eines Künstlers und Kenners musternd, als mit dem zerstreuten unruhigen Blicke eines erwartungsvollen Liebenden. Im Moment entdeckte der rasche Blick der Frau dieses Factum, und der letzte Rest der Sympathie ward dadurch im Herzen der Mutter verzehrt.

Beim Geräusch von Tritten wandte sich Herr Summerhayes mit einem anmuthigen, vorbereiteten Lächeln und bemerkte Lady de Bougainville. Es konnte auch für ihn kein angenehmes Zusammentreffen sein, so sehr er ein Mann der Welt und gewiß an manche Widerwärtigkeiten gewöhnt war; doch äußerlich erschien er ruhig und höflich. Beide grüßten sich und blickten dann einander an.

Sie waren fast von demselben Alter und besaßen fast gleiche persönliche Vorzüge; auch geistig waren sie einander gewachsen, wenn schon der Mann wohl noch schärferen Verstand hatte; Lady de Bougainville zeichnete sich mehr durch hohe Bildung und Tact, als gerade durch brillanten Verstand aus. Was den Muth anbetraf, so standen sie auf gleicher Stufe und sie wußten es. Der lange Krieg, der zwischen ihnen stattgefunden, ein ewiges Kämpfen um die arme schwache Seele Sir Edwards, der kaum des Kampfes werth war, hatte sie über ihre Kräfte und ihre Antipathie belehrt. Jetzt kam die letzte Schlacht.

„Das ist ein unvermuthetes Vergnügen, Lady de Bougainville; ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu treffen."

„Nein, Sie erwarteten meine Tochter, doch beschloß ich statt ihrer zu kommen. Sie können ihr nichts zu

sagen haben, was ich, ihre Mutter, nicht hören dürfte, was Sie nicht ebenso gut mir mittheilen können."

„Doch nicht," erwiderte Herr Summerhayes. „Um offen gegen Sie zu sein, gnädige Frau, wie Sie die Absicht haben, mit mir zu verfahren, Sie hassen mich — und ich hoffe, Ihr Fräulein Tochter hegt andere Gefühle für mich."

Das Lächeln auf seinen Lippen machte Josephinen wüthend. Sie war durchaus nicht sanft von Natur. Ja, es kostete sie wie auch jetzt die furchtbarste Anstrengung sich zu beherrschen.

„Darf ich Sie fragen, mein Herr, welche Ursache Sie zu der Annahme haben, Fräulein de Bougainville möchte Sie gern oder hegte ein Gefühl für Sie, welches Sie berechtigte, ihr solch einen Brief wie den heutigen zu senden?"

„Ach, Sie fingen ihn auf?"

„Nein, sie brachte ihn mir, wie sie mir jeden Brief geben wird, den Sie ihr etwa noch schreiben sollten. Zwischen meiner Tochter und mir herrscht von Kindheit an das vollkommenste Vertrauen."

„Wirklich! das ist ein glückliches Verhältniß!"

Trotz seiner leichten Art sah Herr Summerhayes doch etwas verlegen aus. Anscheinend war seine Erfahrung, die er bei den Frauen gemacht, anderer Natur, und hatte sich nicht auf diese schlichten jungen Mädchen erstreckt, deren ungewöhnliche Aufrichtigkeit und seltenes Vertrauen in ihre Mütter solche unbequemen Resultate herbeiführte. Aber Herr Summerhayes war nicht so leicht außer Fassung zu bringen und gerade in dem Augen-

blicke stand es mit seinen Verhältnissen so schlecht, daß er Alles versuchen mußte, sein Ziel zu erreichen. Er trat mit offenem, gewinnendem Lächeln auf seine Gegnerin zu und sagte mit Herzlichkeit:

„Frau Scanlan — Verzeihung, Lady de Bougainville, aber man kann nicht so leicht alte Zeiten vergessen, noch wünsche ich es — ich weiß, Sie mögen mich nicht leiden, doch könnten Sie wenigstens gerecht gegen mich sein. Sie müssen es sehen, daß ich Ihre Tochter liebe.“

„Liebe!“ wiederholte sie verächtlich.

„Nun, ich wünsche sie zu heirathen — bleiben wir dabei stehen, ohne uns um das Uebrige zu streiten. Als Kind war sie mir sehr gut, und ich glaube, sie würde mich auch jetzt gern mögen. Der Unterschied des Alters ist zwischen uns nicht so bedeutend, um ein Hinderniß zu sein. Oder betrachten Sie ihn als ein solches?“

„Nein.“

„Nun, was steht mir sonst bei Ihnen im Wege? Meine Familie? Sie ist so gut wie die Ihrige. Mein Vermögen ist freilich sehr gering, doch dafür ist sie nicht arm. Ist es meine Persönlichkeit? Sie kennen mich jetzt fünfzehn Jahre, und wenn auch Sie mir abgeneigt sind, so mag Ihr Herr Gemahl mich doch sehr gern. Bedenken Sie, Lady de Bougainville, es ist der Vater, nicht die Mutter, welcher die Hand der Tochter vergiebt.“

Er war sehr schlau, dieser böse Mann, und wußte recht gut, wie er seinen Angriff machen mußte; doch

diesmal fand er eine muthige und kühne Frau, der er nicht gewachsen war.

„Adrienne kann nicht ohne ihres Vaters Einwilligung heirathen, aber diese würde ihr nicht genug sein, wenn die meinige fehlte. Und daß ich niemals meine Zustimmung gebe, erkläre ich hiermit. Sie können es nicht erwarten.“

„Weshalb nicht? Es ist schon nicht ganz leicht für einen Mann anzufragen, doch keiner mag ungehört verdammt sein. Darf ich um eine Erklärung bitten, weshalb ich Ihnen, Lady de Bougainville, als ein so ganz unpassender Schwiegersohn erscheine?“

Seine Kühnheit war größer, als sie erwartete; doch sie reizte ihren Muth. In Josephinen brannte eine Gluth wie vielleicht im Herzen der Löwin, die man ihrer Jungen berauben wollte. Jeder Nerv an ihr bebte, selbst in ihren Fingern zuckte es, als wolle sie den Mann vor ihr erfassen und tödten.

Ungeachtet seiner sehr kritischen Lage ward das Auge des Künstlers durch die interessante Erscheinung vor ihm gefesselt, die er bedeutend genug fand, um sich ihrer als einer gut zu benutzenden Studie zu erinnern; denn im nächsten Jahre stellte er in der königlichen Akademie ein Bild aus: „Die Ermordung der Unschuldigen,“ in welchem das Antlitz der vor Schmerz halb wahnsinnigen Mutter dem von Lady de Bougainville nicht unähnlich war.

Sein kalter, beobachtender Blick gab dieser die verlorene Besinnung zurück.

„Ich will Sie nicht als Schwiegersohn haben,“

sagte sie in leisem, abgemessenem Tone, „aus vielen Gründen, von denen nicht einer ihnen angenehm sein würde zu hören. Doch will ich sie nennen, wenn Sie es wünschen."

„Fahren Sie fort — ich lausche."

„Erstens, Sie lieben mein Kind nicht; Sie wünschen nur ihr Geld. Adrienne ist nicht hübsch, nicht geistreich noch anziehend, sie ist nur gut. Wie könnte man von einem Manne gleich Ihnen da Liebe erwarten. Es ist zu unglaublich."

„Zugestanden. Dann nehmen wir die andere Seite; ich will sie heirathen, weil sie mich liebt."

„Wenn sie wirklich das Unglück hätte — so würde ihr besser sein, sie stürbe, als daß sie Ihre Frau würde. Ich sage dies wohlüberlegt, denn ich weiß, was Sie sind, ich kenne Sie — das müssen Sie wissen."

„Ich bin nicht besser noch schlechter, als andere Menschen," sagte er sorglos. „Doch bitte, unterrichten Sie mich über meinen Charakter, es könnte die Aufklärung wünschenswerth sein, für den Fall, daß ich je die Ehre haben sollte, Sie Schwiegermutter zu nennen."

Josephine trat dicht zu ihm heran, ihm die Worte mehr zuflüsternd; doch sprach sie dieselben scharf und fest wie Schwertstreiche aus — wenn nur die Menschen mehr Muth hätten, solche gerechten Schwerthiebe auszutheilen, die Welt würde besser und reiner sein.

„Sie sind ein Dieb, weil Sie arme Handwerker betrügen, um Luxus und Annehmlichkeiten zu erlangen, die Sie nicht bezahlen können; ein Schwindler, weil Sie Ihren Bekannten unter falschen Vorspiegelungen

Geld abborgen, das Sie nie zurückerstatten können, ja bei dem Sie nie die Absicht haben würden es zu thun; ein Lügner, indem Sie die Wahrheit wenden und drehen, um zum Ziele zu gelangen. Das sind sociale Beleidigungen und Vergehen, aber Ihre moralischen" — Josephine stockte und eine glühende Röthe überstrahlte ihr schon alterndes Antlitz; doch fuhr sie muthig fort: „Meinen Sie, ich habe nicht von der armen Betsy Dale in jenem Pachterhause gehört, und von Frau Hewson, Ihres Wirthes Weib? Und trotzdem wagen Sie es, in mein Haus zu kommen und zu Ihrer Gattin meine unschuldige Tochter zu verlangen? Schmach und Schande über Sie — Verführer — Ehebrecher!"

Der Mann, so kühn und frech er sonst war, sah doch etwas beschämt aus, trotzdem überwand er bald die Regung und erwiderte:

„Dies ist eine starke Sprache, ungewöhnlich aus dem Munde einer Dame kommend; doch scheint es nothwendig, daß ich sie ertrage. Was kann ich armer Mann wohl in meiner Lage thun? Sie müssen Ihren Willen haben, wie Sie ja schon in alten Zeiten ihn immer durchsetzten, Lady de Bougainville. Armer Sir Edward!"

Der höhnische Ausspruch, den sie ruhig hinnahm, schien aber seinen unterdrückten Grimm, der wohl nur natürlich war, noch nicht erschöpft zu haben. Er wandte sich jetzt sehr gereizt mit den Worten zu ihr:

„Darf ich übrigens fragen, Madame, welches Recht Sie haben, mir solche Predigten zu halten? Sind Sie selbst so erhaben und tugendreich, stehen Sie so hoch

über allen menschlichen Schwächen, daß Sie es wagen können, die ganze Welt zu verdammen?"

Seine Worte erweckten in Josephinen eine gewisse Demuth; sie fühlte, sie hatte starke Ausdrücke gebraucht, vielleicht härtere, als eine Frau sollte. Ueberdies war sie in vieler Hinsicht sanfter und demüthiger geworden.

„Gott weiß es, daß ich meiner eigenen Fehler und Schwächen mir wohl bewußt bin. Doch was ich bin, steht in keiner Beziehung zu dem, was Sie sind; auch kann es nicht das abstracte Recht oder Unrecht dieser Sache ändern. Kein Mitleid — ich bin zuweilen um Sie betrübt gewesen — kann meine Augen blind machen. Ich muß „predigen", wie Sie es nennen, muß mich gegen die Schlechtigkeit von Männern gleich Ihnen auflehnen, so lange ich lebe."

„Dann werden Sie eine — eine sehr muthige Person sein. In der That mehr eine belehrende, als angenehme Dame. Aber lassen Sie uns zur Hauptsache zurückkommen," fügte er hinzu, den Schein falscher Höflichkeit abwerfend, in den er sein eigentliches Wesen verhüllt, und er wandte ihr sein richtiges Gesicht zu, das eines ergrimmten, gefährlichen bösen Mannes, der nur durch zwei Factoren in Schranken gehalten wurde, sein eigenes Interesse und Furcht. „Lady de Bougainville, ich glaube wir kennen uns nun Beide genugsam. Auch Ihren Herrn Gemahl kenne ich — vielleicht etwas zu gut, oder er mag Ursache haben das zu denken. Es paßt mir sein Schwiegersohn zu werden und ich erscheine ihm geeignet als solcher; denn in diesem zarten Verwandtschafts-Verhältniß würde ich reinen Mund hal-

ten. Anderenfalls fühle ich mich nicht gebunden, dies zu thun. Deshalb schiene es mir besser, wir wären Freunde, statt Feinde zu sein."

Es war möglicher Weise eine leere Drohung, sein letzter Streich in der verlorenen Schlacht. Da aber Josephine nicht wußte, wie weit sich seine Verbindungen mit ihrem Mann erstreckten, da sie ganz unsicher über die Thatsachen war, fühlte sie sich doch einen Augenblick erschreckt. Nur für einen Moment. Wenn es jemals eine Frau gab, die kein Bündniß mit dem Bösen oder Schlechten schließen konnte, so war es Josephine de Bougainville. Sir Edward pflegte in früheren Zeiten oft scherzend zu sagen, wenn seine Frau dem Teufel in Person begegnete, so würde sie ihn verachten, oder bemitleiden, niemals aber durch ihn erschreckt sein. Nicht mehr, als sie sich jetzt vor Herrn Summerhayes erschrocken zeigte.

„Sie denken mir Furcht einzuflößen," sagte sie fest; „das ist aber ganz nutzlos. Ich habe schon so viel gelitten, daß ich kaum mehr leiden kann. Thun Sie, was Sie wollen, mich schrecken Sie nicht. Ich glaube, daß selbst in dieser Welt das Recht die Stärke ist. Sie sollen mein Kind nicht heirathen. Sie ist gelehrt, das Gute zu lieben, das Böse zu hassen. Sie kann Sie niemals lieben. Wenn Sie meine Tochter bestimmen wollen, oder sie in einer Weise belästigen, werde ich Sie der Polizei anzeigen."

„Sie werden es nicht wagen."

„Es gäbe nichts, das ich nicht wagte, um mein Kind zu retten."

„Und um dies zu vermögen, werden Sie mich überall anschwärzen und laut verkünden, was für ein Bösewicht Owen Summerhayes ist."

„Nein, das ist nicht meines Amtes. Ich greife Sie nicht an, ich wehre mich nur gegen Sie. Wenn ich einen Tiger im Walde herumstreichen sähe, würde ich mich nicht um ihn kümmern, mag er sein Leben nach seiner Art leben. Wenn ich aber sähe, er wollte mein Kind angreifen oder das einer anderen Frau, so würde ich ein Gewehr nehmen und ihn todtschießen."

Er sah sie an und sie hielt dem Blicke ruhig Stand. Es war wirklich ein Kampf zum Aeußersten. Ob ein Ueberbleibsel seines Gewissens den Mann zaghaft machte, während ihr reines Gewissen der Frau Muth verlieh, vermag ich nicht zu sagen, aber Herr Summerhayes schwieg. Sie stand gerade unter einer der göttlichen Madonnen irgend eines alten Meisters, ich weiß nicht welches, doch sie sind alle göttlich, denn der Anblick von Mutter und Kind ist auf Erden immer ein Stück Himmel. So niedrig Owen Summerhayes war, so erinnerte er sich doch vielleicht seiner Mutter, oder vielleicht einer ersten reinen Liebe seiner Jugend, die, wenn er sie geheirathet, ihm auch wohl ein rechtmäßiges Kind geschenkt hätte. Möglich, daß der gute Engel, welcher wohl nie ganz einen Menschen verläßt, sich in seiner Brust regte, denn er sagte ehrerbietig, fast demüthig:

„Lady de Bougainville, was wünschen Sie, daß ich thue?"

Sie zögerte nicht einen Moment. Mitleid mit ihm war Schaden für die Anderen.

„Ich wünsche, daß Sie Paris unverzüglich verlassen und keinen Versuch machen, meine Tochter je wiederzusehen."

„Und wenn ich nicht einwillige?"

Josephine überlegte ihre Worte genau, sie mußte vorsichtig sein.

„Ich beabsichtige keine Drohungen," erwiderte sie, „ich spreche nicht, ich werde handeln. Meine Tochter ist noch nicht achtzehn, bis zum einundzwanzigsten Jahre ist sie in meiner Macht. Tag und Nacht werde ich sie bewachen. Jeden Brief, den Sie schreiben, fange ich auf, oder besser, sie bringt ihn mir. Wenn Sie eine Zusammenkunft mit ihr zu erlangen versuchen, liefere ich Sie der Polizei in die Hände. Nebenbei soll keine moralische Ueberredung, kein mütterlicher Einfluß gespart werden, Sie ihr im rechten Lichte zu zeigen, bis Adrienne Sie haßt, nein nicht Sie, sondern Ihre Sünden, wie ich es thue."

„Sie können also hassen?"

Und der kluge Mann schien einen Moment sich selbst und seine Kränkung zu vergessen, indem er sie beobachtete, wie man eine geistige Studie beobachtet.

„Ja, ich kann hassen, obgleich ich Christin bin, oder es zu sein mich bemühe. Gott kann auch hassen."

Er lachte laut als Erwiderung.

„Ich glaube an keinen Gott — thun Sie es? Vielleicht an den Gott, welchen Ihr Mann uns so schön hinstellte? Der einen zum Himmel und zehn zur Hölle schickt; nur zu Seiner Verherrlichung, nicht um des Bösen oder Guten willen, das sie gethan haben."

Josephine beantwortete diese Lästerung durch tiefes Schweigen. Sie vermochte nicht den Kampf ihres Innern, das Suchen nach der Wahrheit, dem Loslösen vom Scheinwesen der Religion diesem Manne darzulegen, dazu war es ihr zu heilig.

„Wir sind von dem Kernpunkte unseres Gespräches abgekommen,“ sagte sie nach einer Pause. „Wir sind nun wohl fertig, Sie kennen auch meine Pläne.“

„Ich glaube ich habe die Ehre; mehr Ehre als Vergnügen,“ erwiderte er mit einer satyrischen Verbeugung.

„Sie müssen auch noch erfahren, obgleich ich es nur als Nebensache erwähne, daß meine Kinder von mir, allein von mir abhängig sind. Ich kann ein Testament nach meinem Belieben machen und wem ich will mein Vermögen hinterlassen.“

„Wirklich?“ sagte Herr Summerhayes etwas erstaunt und erschreckt.

Lady de Bougainville lächelte.

„Indem ich Ihnen hier noch Lebewohl sage, habe ich keine Furcht, daß unser Abschied nicht für immer sein wird.“

Er verbeugte sich etwas zerstreut, und als seine Augen dann das Zimmer durchmaßen, bemerkte er zwei Damen, welche ihn beobachteten.

„Verzeihung, aber ich sehe eine Freundin von mir; ich habe deren so viele in Paris. Wirklich es ist fast l'embarras de richesses. Darf ich mich von Ihnen verabschieden, Lady de Bougainville?“

So trennten sie sich; so eilig, daß sie kaum wußte,

er war gegangen, bis sie ihn im nächsten Salon die Bilder zweier Französinnen betrachten sah, von denen die eine den schönen Engländer augenscheinlich sehr bewunderte. Ich glaube, Summerhayes fand bis zu seinem Ende viele Personen, Damen und Herren, die ihn bewunderten.

Doch das gehört nicht hierher. Ich habe nichts mehr mit ihm zu thun. Persönlich kreuzte er nie wieder weder im Guten noch Bösen Lady de Bougainville's Lebensweg.

Als sie von ihm geschieden, schickte sie sich an, durch die langen kühlen Gallerien heimwärts zu gehen, die sich mit dem gewöhnlichen Strom der Besucher aus der bourgoisie von Paris füllten, die fröhlich mit einander plaudernd, mit ungeübten und doch wohlgefälligen Blicken die Murillo's, Titian's und Rafael's, welche die Wände des Louvre zierten, anschauten.

Josephine ließ die fröhliche Menge vorbei, die ihr unschuldiges Vergnügen genoß, „obgleich," wie einer beim Gesange einer Lerche sagte, „obgleich es Sonntag war."

Dann suchte sie sich die dunkelste und stillste Ecke und sank dort ganz erschöpft auf einen Stuhl nieder. Ihre Kraft hatte sie verlassen. Aber was that es — die Schlacht war gewonnen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Schlacht war gewonnen, aber es folgten die Resultate jedes Sieges — die Verwundeten mußten verbunden, die Todten begraben werden.

Lady de Bougainville hatte nur zu viel mit dieser traurigen Beschäftigung zu thun — nach ihrer Zusammenkunft mit Herrn Summerhayes. Einige Stunden nach ihrem Ohnmachtsanfall war Adrienne vom Bett aufgestanden und wie gewöhnlich im Familienkreise erschienen; doch für die nächsten Wochen war ihr blasses Gesichtchen noch bleicher und ihr Wesen noch stiller als sonst. Diese Liebes-Phantasie, in so früher Kindheit begonnen, hatte tiefere Wurzel in ihrem Herzen gefaßt, als selbst die Mutter es ahnte, und das Herausreißen nahm ein Stück ihres Lebens mit.

Sie tadelte Niemand. Das einzige Mal, daß über die Sache gesprochen wurde, sagte sie ruhig:

„Du hast ganz recht gehandelt, Mama, aber bitte, laß uns nie wieder davon reden! Theuerste Mutter, ich könnte niemals einen solchen Mann geheirathet haben, ich will ihn selbst nicht lieben — wenigstens nicht mehr lange. Aengstige Dich nur nicht um mich!"

Trotzdem wurde die arme Adrienne immer matter

und stiller, und das letzte Band, welches sie mit dem Leben verknüpfte, schien immer loser zu werden. Sie war stets geduldig und freundlich, aber sie nahm an nichts Interesse.

Sir Edward schien Herrn Summerhayes und die ganze Heirathsgeschichte vergessen zu haben. Er versank mehr und mehr in die Beschäftigung mit sich selbst, seinen Empfindungen und körperlichen Erscheinungen; er betrachtete sich stets als ein Opfer der ärgsten Leiden, jeder Tag brachte ein neues, so daß seine Frau oft nicht wußte, sollte sie lächeln oder sich ängstigen. Und dieses Uebel, welches er wirklich besaß — denn er muß es gehabt haben, obgleich ihm Niemand einen Namen gab — zeigte sich mehr und mehr in einer so erschreckenden Gedächtnißschwäche, daß Keiner mehr spöttisch sagte: „Papa vergißt zuweilen etwas."

Anfälle von Reizbarkeit, in denen er Andere unablässig quälte, wechselten mit Zuständen, in denen sich eine Niedergeschlagenheit und Gewissensbisse geltend machten, daß selbst seine Frau nicht wußte, was sie mit ihm anfangen solle. Kein Anderer versuchte ihm etwas zu sein; er war ganz auf sie angewiesen und hing sich mit einer kindischen hülflosen Abhängigkeit an sie, alle ihre Zeit und Gedanken in einer Weise in Anspruch nehmend, daß er sogar eifersüchtig war, wenn sie sich auch nur momentan mit einem Anderen selbst mit ihren Kindern beschäftigte. Um diese Zeit hatten sie Paris verlassen und lebten in London; zwischen Sir Edward und Adrienne, welche in der Schwachheit, wenn auch nicht in der Selbstsucht, ihrem Vater glich, ward Josephinens

ganze Zeit getheilt, ja sie machten sie fast zu einer Sclavin.

Dies ärgerte Cäsar, dessen Kraft und Gesundheit ihn gegen solche zimperlichen Einbildungen nicht sehr günstig stimmten; als er die Geschichte von Herrn Summerhayes hörte, war er mit der Mutter Thun ganz einverstanden, und es machte ihn wüthend, daß seine Lieblingsschwester auch nur einen Seufzer um den „alten Schwindler" verliere.

„Ich will Dir etwas sagen, Mutter, schaffe Adriennen eine Beschäftigung. Glaube mir, nichts erhält den Menschen so frisch, als viel Arbeit. Laß uns Brierley Hall kaufen, dann wollen wir ans Werk gehen, es niederreißen und wieder aufbauen. Das würde ein ganz guter Zeitvertreib für Papa und Adrienne sein."

Lady de Bougainville lachte über die rasche Art des jungen Mannes Dinge zu arrangiren, doch erkannte sie, daß der Vorschlag vernünftig war. Nur wurden durch seine Erfüllung ihre alten Träume mit Oldham Court vielleicht für immer zerstört.

„Ach, laß Dich das nicht kümmern," rief der leichtherzige Cäsar, „Du sollst noch einmal dahin zurück. Wir sind ihrer so Viele, daß Einige von uns gewiß dort zu wohnen wünschen; oder Du lebst da, wenn wir Alle verheirathet sind. Es ist ja unser sicherer Besitz, Herr Oldham sagte mir, es ist auf die Familie eingetragen. Wenn Du uns Alle überleben solltest, uns Deine sechs Kinder und nehmen wir an — sechszig Enkel, dann kannst Du es verkaufen und mit dem Gelde anfangen, was Du willst."

Lady de Bougainville lachte über solche Möglichkeit, sie streichelte ihres Sohnes Haar, nannte ihn einen „beharrlichen Schelm," aber sie gab seinen Wünschen nach.

Als man Sir Edward den Plan vortrug, war er so gütig sich mit demselben einverstanden zu erklären. Als Adrienne davon hörte, flog ein leises Lächeln über ihr stilles blasses Antlitz bei dem wohlthätigen Gedanken, diesen einförmigen Aufenthalt im Hotel mit einem Leben auf dem Lande zu vertauschen, mit einem schönen alten eigenen Hause, um das sich ein Park, ein See und ein großer Wald dahinzog, in welchem es Schlüsselblumen und Veilchen gab; denn Adrienne war ein richtiges Landmädchen, das niemals eine Stadtdame geworden wäre.

So wurde Brierley Hall gekauft und die Wiederherstellung desselben ward begonnen, sehr zur Freude Aller, selbst der Leidenden, die täglich frischer und lebendiger wurden. Ein hübsches großes Haus wurde im Dorfe Brierley gemiethet und dorthin siedelte die Familie über, um gegenwärtig zu sein beim Neubau des Schlosses, der, wie Cäsar erklärte, das Interesse so in Anspruch nahm, wie das Wiederherstellen eines Reiches. Der Bau war nicht ganz in der Weise vorgenommen, wie der junge Mann es gewünscht; die klügere Mutter entschied die schönen alten Außenmauern stehen zu lassen und nur das Innere umzuwandeln. Doch ward es eine neue Heimath in einer neuen Gegend, wo Niemand sie kannte und auch ihnen Alle fremd waren.

Dieser Umstand hatte seine Vorzüge, wie Josephine halb froh, halb traurig erkannte. Es war ihr eine

Wohlthat unter ganz Fremden zu wohnen, welche nichts von ihrer Vergangenheit wußten.

„Das ist doch wahrhaftig capital hier!“ sagte Cäsar strahlend, wenn er mit seiner Mutter die große Ulmen-Allee oder bei den Epheugängen entlang wandelte, nachdem er Stunden hindurch die Fortschritte der Maurer, Zimmerleute, Maler und Tapezierer beobachtet hatte. „Ich meine, ein Haus zu erbauen ist so etwas Großes, als eine Familie zu gründen — was ich zu thun gedenke.“

„Baue auf dem Grunde, der besteht, fort,“ sagte die Mutter mit einem Lächeln, denn sie bemerkte wohl, wie ihr Sohn ihren conservativen Gesinnungen entwuchs; er gehörte zu der neuen Generation, welche Alles frisch und modern haben will. Sie hatten manchmal in aller Fröhlichkeit ganz scharfe Gefechte, in denen sie zuweilen unterlag, wie manche tüchtige Mutter doch einem ältesten geliebten Sohne nachgiebt und sich sogar ihrer Niederlage freut.

Cäsar war in diesem Jahr viel zu Hause; erstens war es eine Pause zwischen seinem Studentenleben und der Wahl eines Berufes, und dann hatte seine Mutter ihn so gern um sich, es war doch „ein Mann in der Familie“ statt eines wankelmüthigen, klagenden Hypochondristen. Niemand nannte Sir Edward so, doch war die ganze Familie über den Zustand klar und handelte danach. Es konnte auch nicht anders sein. Er war außer Stande zu regieren, ein Oberhaupt zu sein, deshalb ward er schweigend und achtungsvoll zur Seite gestellt.

Durch den großen Einfluß seiner stets wachsamen Pflegerin, seines treuen Weibes, ward der geheiligte Schleier der Krankheit über alle seine Schwächen und Seltsamkeiten geworfen, und obgleich er bei nichts um Rath gefragt werden konnte, noch behelligt sein mochte, so wurde doch sein Comfort als erste Aufgabe und Pflicht Aller hingestellt und Jeder that das Seine den „armen Papa“ zu amüsiren. Mit dieser Einrichtung war Sir Edward zufrieden, und obgleich er durchaus nichts that, betrachtete er sich doch zweifelsohne als die Sonne, um die sich Alles drehte, das heißt wenn er überhaupt an etwas Anderes als seine eigene Person dachte. Es war sehr schwer die Linie zu ziehen, wo seine grenzenlose Selbstsucht aufhörte und seine Unzurechnungsfähigkeit begann, wie es bei manchen Menschen schwer ist zu bestimmen, was Wahnsinn und was Schlechtigkeit in ihnen ist.

Philosophen haben die behagliche, doch gefährliche Theorie entwickelt, daß alle Schlechtigkeit Wahnsinn sein muß. Gott mag es wissen. Inzwischen möge er uns geistig und leiblich gesund erhalten oder machen.

Der Zustand, in welchem das sogenannte Familienhaupt sich befand, bot freilich eine kleine Verlegenheit, als die benachbarten Edelleute und Gutsbesitzer ihre Besuche machten; denn die ganze Gegend öffnete voll Wonne ihre Arme, Sir Edward, Lady de Bougainville und ihre reizenden Kinder in ihre Kreise aufzunehmen, da die ganze Familie mit einem Male und zwar mit Recht für höchst angenehm und liebenswürdig erklärt wurde. Obgleich man wenig von ihnen wußte,

als daß sie reich und vornehm waren, daß sie, wie ihre Dienerschaft erzählte, soeben aus Paris kamen, wo sie die höchsten aristokratischen Cirkel besucht hatten, sogar an den Hof gegangen waren, so reichte dies vollkommen aus. Und wenn man sie in der Kirche oder anderswo sah, so ward der gute Eindruck nur verstärkt. Die de Bougainvilles wurden mit Einladungen überschüttet und gesucht und hofirt, daß selbst Sir Edward damit hätte zufrieden sein können.

Aber wunderbarer Weise war sein Durst nach Geselligkeit ganz gesättigt oder erstorben. Er betrachtete es als eine Plage auszugehen, und wenn er einmal eine Einladung zu einem Mittagessen annahm, so saß er still und verdrießlich, oder er zeigte sich so unliebenswürdig, wie er einst angenehm gewesen. Das einfache Gesetz guter Manieren, daß ein Mensch die Pflicht hat, sich so angenehm als möglich zu machen, ward von Sir Edward nicht anerkannt. Ebenso wenig mochte er in seinem Hause Gäste sehen, es wäre so umständlich und mühselig, meinte er, und es käme Niemand seinetwegen, nur um der Kinder und deren Mutter willen. Er wollte nicht aus seiner Ordnung gebracht werden, um fremde Leute zu bewirthen. Aus diesem Grunde kam es dahin, daß in dem schönen großen Hause doch selten Besuch war, weil die Familie sich ängstigte, Jemand, der selbst zufällig kam, zu Tische zu bitten.

Aber über diese Launen und unbequemen Eigenthümlichkeiten, welche mir die alte Bridget mittheilte, will ich nicht weiter reden; Lady de Bougainville überging diese Sonderbarkeiten mit zartem Schweigen, wenn

sie über jene Periode ihres Lebens sprach, die nach Außen hin so reich, so behaglich und glücklich aussah. Und als sie nach dem Zeitraum langer Jahre darauf zurückblickte, erschien sie ihr, glaube ich, selbst so.

Ich denke darüber ebenso; ich möchte nicht, daß Lady de Bougainville zu sehr bemitleidet würde, als ob ihr Leben nur ein langes Trauerspiel gewesen, dem war nicht so; nur voll Kummer ist selten ein Leben. Gewöhnlich ist es ein Gemisch von Tragödie und Komödie, von Emporkommen und Niedergedrücktwerden; nach Stürmen giebt es meist eine kurze Zeit der Ruhe, da das Lebensschiff über glatte sonnige Wellen gleitet; wie es jetzt auch der Familie in Brierley Hall geschah. Es war ein heiteres junges Volk, diese Kinderschaar; selbst Adrienne erhob ihr Haupt gleich einem Schneeglöckchen nach dem Froste, und ging ab und zu mit zu einem kleinen Ball oder einem ländlichen Vergnügen; zu gleicher Zeit aber blieb sie dem treu, was ihre liebste Beschäftigung war; mit reichen Gaben an Lebensmitteln und Stärkungen ausgerüstet, besuchte sie die Hütten der Armen und Kranken, sie lehrte in der Sonntagsschule und war mit jedem Kinde im Kirchsprengel befreundet. Einige von ihnen, die nun schon längst Familienväter und Mütter sind, haben eine so liebreiche Erinnerung für das süße blasse Gesichtchen und die sanfte Güte des Fräulein Adrienne behalten, daß es mehrere Kinder mit dem Namen „Addy“ oder „Adorine“ im Dorfe gab, denn so sprachen die Eltern den Namen aus, nach dem ihre Kinder getauft waren, den des ältesten Fräulein de Bougainville.

Nach und nach wurde die Mutter über Adrienne beruhigt. Es giebt Schlimmeres als eine unglückliche Liebe — eine unglückliche Ehe zum Beispiel! Und mit reichlichem Gelde, vieler freien Zeit und einer leidlichen Gesundheit ausgerüstet (schwach war Adrienne zwar stets und im Winter quälte sie ein böser Husten) kann eine unverheirathete Frau manche Lücke im Leben Anderer ausfüllen, viele Schmerzen stillen, so daß wenn sie stirbt, eine große Leere bleibt.

Im Ganzen müssen die jungen de Bougainville's doch sehr fröhlich gewesen sein und Jedem einen wohlbehaglichen Eindruck gemacht haben während dieser zweier Jahre, daß Sir Edward Brierley Hall neu aufbauen und einrichten ließ. Wenn sie in die Kirche kamen und den alten Kirchstuhl gleichsam mit dem Glanz und der Blüthe der Jugend überstrahlten, diese tüchtigen frischen Knaben und die schönen Mädchen, oder wenn sie zu Fuß und zu Pferde eine prächtige Cavalcade nach ländlichen Festen, Picknicks und bals champêtres sich begaben und stets Sensation machten, und mit ihnen erst die rechte Lust und Fröhlichkeit kam, dann mußte ihre Mutter wohl sehr stolz auf sie sein.

„Nur Drei von uns werden auf einmal kommen,“ sagte sie mit lächelnder Zurückweisung, wenn diese endlosen Einladungen zu Bällen, Diners und allen möglichen Lustbarkeiten eintrafen. „Wir überlaufen Sie ja wie die Gothen und Vandalen, wir sind unser so Viele.“

„Unser so Viele!“ Ach, arme, zärtliche Mutter, wie sie alle Zimmer ihres großen Hauses eintheilte und

durchwanderte, zuweilen fürchtend, daß selbst Brierley Hall nicht geräumig genug wäre, alle ihre Kinder aufzunehmen. „So Viele!"

Zur Zeit, da das Schloß fertig war, hatten die de Bougainville's ihren Platz als eine der anziehendsten und populärsten Familien in der ganzen Grafschaft eingenommen. Die jungen Leute wurden für entzückend erklärt, die Mutter in der Schönheit mittler Jahre war in ihrem Wesen fast so jung und frisch wie eines der Kinder, und zeigte sich immer bereit, ihre Vergnügungen zu theilen und neue für sie zu ersinnen, damit sie des Vaters Zustand nicht als eine Wolke auf ihrer sonnigen Jugend fühlten. Sie stand als beständige und sichere Schranke zwischen ihm und ihnen, eine feste Mauer, auf deren einer Seite Sonnenschein, auf deren anderer Schatten war; doch verrieth sie nie das Geheimniß dieses Verhältnisses. Zuweilen nach einer schlaflosen Nacht oder einem qualvollen Tage verließ sie ihren Gatten auf ein paar Stunden und kam dann mit dem möglichst fröhlichen Gesicht zu ihren Kindern, bereit, von all ihren Vergnügungen und Beschäftigungen sich erzählen zu lassen, ihre Interessen zu theilen und höflich und freundlich gegen ihre neuen Bekannten zu sein, die alle, ob jung oder alt, laut im Lobe und der Bewunderung von Lady de Bougainville waren. So wohl auch wußte sie die Würde ihres Mannes zu wahren und seine Eigenthümlichkeiten durch passende Entschuldigungen zu schützen, daß ein Jeder nicht nur höflich, sondern sogar sympathetisch sich gegen Sir Edward benahm. Er hätte seiner einstigen Vorliebe, täglich auswärts zu spei-

sen, jetzt so gut Rechnung tragen können, aber er war selten dazu geneigt und zog sich fast ganz von aller Gesellschaft zurück.

Endlich war das so lang verlassen dastehende Gebäude wieder ein bewohntes Haus, eine Heimathsstätte. Leichte flinke Füße liefen die breiten schönen Treppen auf und ab, singende und rufende, fröhliche Stimmen wurden in und außerhalb der Halle gehört, und jeden Abend tönte Musik aus dem Gobelin-Zimmer, das die Kinder des Hauses allen anderen Gemächern vorzogen. Es war so eigenthümlich und so „spaßhaft", wie sie sich ausdrückten, und als ein Einweihungsfest des neuen Hauses vorgeschlagen wurde, ein Ball, um dadurch endlich die vielen Freundlichkeiten und Zuvorkommenheiten der Nachbarschaft zu vergelten, da bestanden Cäsar und Louis darauf — so weit sich Louis nämlich mit solchen weltlichen Dingen beschäftigte, denn er war jetzt Student und ein sehr poetisches Gemüth — daß der Tanz in jenem Zimmer stattfinden solle.

„Es müßte großartig sein," meinten sie, „diese bleichen geisterhaften Ritter und Damen auf uns frische fröhliche Menschen von Fleisch und Blut schauen zu sehen, die wir so voll Lust sind und uns des Lebens so freuen. O, Mama, Du mußt das arrangiren! Du vermagst Papa zu Allem zu überreden — bringe ihn dahin, daß wir einen Ball geben können!"

Sie versprach es, doch noch nicht gewiß, und die Frage schwebte lange unerledigt, bis einer der zufälligen Besucher einmal gegen Sir Edward die Andeutung fallen ließ, er mit seinem Reichthum und seinem Range

müßte der Führer der Gesellschaft, der Tonangeber werden, und Feste veranstalten, welche die der ganzen Gegend überstrahlten. Eines Tages erklärte sich Sir Edward nicht nur für den Ball, sondern er machte es sogar zur Bedingung, daß dieser mit der größten Pracht hergerichtet werde, und man keine Kosten dabei spare, damit von der Einweihung von Brierley Hall noch nach Jahren in der Gegend gesprochen würde. So geschah es.

„Wirklich, Papa hat sich in dieser Sache sehr gut benommen," sagte Cäsar, fast einen leisen Gewissensbiß fühlend, zu seiner Schwester, als sie den Vater beobachteten, der auf seine Gattin gestützt von Zimmer zu Zimmer schlich und ein momentanes Vergnügen am Besichtigen des Ballsales und des Speisezimmers fand. Die jungen Leute hatten sich nachgerade so ganz an die selbstsüchtige nur mit sich beschäftigte, Kränklichkeit ihres Vaters gewöhnt, daß sie wenig Notiz davon nahmen; natürlich zollten sie ihm allen kindlichen Respect, zeigten jede Rücksicht, wenn er sich unter ihnen befand, aber sie vermieden ihn, so sehr sie konnten. Wie von Anfang an, so war er noch immer die Wolke in ihrem jungen sonnigen Leben. Jetzt freilich vermochte er es nicht zu ändern, einst hätte er es gekonnt.

Es war ordentlich wunderbar, wie wenig die Kinder von ihrem Vater sahen, besonders seit sie in Brierley Hall wohnten. Er hatte seine eigenen Gemächer, in denen er meist weilte da er höchst selten im Familiencirkel erschien, außer bei den Mahlzeiten. Niemals suchte er die Gesellschaft seiner Kinder, so daß sie wenig von

seinem Leben und Treiben wußten, und dies war der Mutter gerade recht. Die Geheimnisse dieses Daseins, dem sie einst freiwillig das ihre verbunden und durch bessere und schwere Jahre treu zur Seite geblieben war, diese Geheimnisse waren ihr allein bekannt. Obgleich sie fast immer bei Sir Edward war und alle ihre Gedanken sich darauf zu concentriren schienen für sein Behagen und sein Vergnügen zu sorgen, so sprach sie doch wenig oder gar nicht mit den Kindern über deren Vater.

Der Tag des Balles erschien. Ein Paar der noch lebenden Personen aus jener Zeit haben mir von ihm erzählt und wie seine Pracht jede Festlichkeit überstrahlte, welche man bis dahin in der Gegend von Brierley Hall erlebt. Obgleich es harter Winter war und der Schnee fußhoch lag, so kamen doch die gebetenen Gäste gern herbei, meilenweite Wege hinderten sie nicht daran. Adriennens Freunde, „die Armen", waren schon vorher von ihr durch den Ballsaal und all die festlichen Räume geführt worden und hatten sich an dem prachtvollen Speisezimmer, des von Silber und Krystall strahlte, und dem decorirten Ballsaal erfreut; es war wirklich der Salon mit den Gobelins dazu gewählt worden, sowohl auf Cäsars Wunsch, als auch weil Sir Edward es bequem fand aus seinem unfern liegenden Schlafgemach zuweilen, wenn es ihm Spaß machte, dort erscheinen und sich nach Belieben zurückziehen zu können. Beim Souper Theil zu nehmen hatte er entschieden abgelehnt, es würde ihm dies zu unbequem sein, aber er war auf's Aeußerste befriedigt durch den herrlichen Anblick,

den das Ganze gewährte und in so guter Laune, daß er einwilligte in den Wunsch seiner Frau, daß am nächsten Tage in der Halle der Dienerschaft ein zweiter Tanz stattfinden solle, bei welchem sich die geringen und bescheidenen Leute der Nachbarschaft an den Ueberresten des Festes noch gut thun sollten. Als sie dies Alles arrangirte, fühlte Lady de Bougainville, es sei doch schön reich zu sein und die Macht zu haben ihre Kinder und deren Freunde glücklich zu machen, ein so kostbares Festmahl zu geben und doch genug zu behalten um noch die Körbe der Armen mit Erquickungen und Lebensmitteln zu füllen.

„Wenn Dein Vater und ich todt sind," sagte sie zu Cäsar, nachdem sie ihn unterwiesen, was er als Wirth am Abende zu thun habe — „wenn wir geschieden sind und Du an unserer Statt hier herrschest, dann vergiß nie die Armen; wir selbst waren einst arm, mein Sohn!"

Niemand würde es geglaubt haben, der Josephine sich jetzt in ihrem schönen Hause bewegen und es mit Weisheit regieren sah. Alle die kleinlichen endlosen Ersparnisse, auf die sie sonst ordentlich studiren mußte, hatten lange aufgehört. Sie kleidete sich reich und geschmackvoll, es herrschte freigebige Wohlbehaglichkeit im Haushalte und sie versagte ihrer Familie keinen vernünftigen Luxus. Dieses ihr erstes großes Festmahl machte ihr mindestens so viel Vergnügen wie ihren Kindern, bis leider ganz zuletzt sich wieder ein Schatten über die allgemeine Freude legte; natürlich durch Sir Edward, der durch irgend eine Kleinigkeit sich beleidigt fühlte und

höchst gereizt erklärte, er würde am Abend gar nicht erscheinen — sie möchten nur Alles selbst arrangiren und sich ohne ihn amüsiren, wie sie ja immer gethan. Er schloß sich und seine Frau in sein Zimmer ein, aus dem sie erst spät am Tage wieder zum Vorschein kam.

„Es ist sehr unangenehm," sagte sie zu Cäsar, der im Gange auf sie gewartet; „aber wir müssen ihm seinen Willen lassen. Armer Papa!"

Nachdem ihr Sohn von ihr gegangen — denn er war zu ärgerlich, um viel zu sprechen — stand Josephine einige Minuten an dem Fenster des kleinen Entree, welches ihre Zimmer von denen ihrer Töchter trennte, die alle beim Anlegen der Balltoilletten waren und deren herzliches Lachen man erschallen hörte. Die Mutter seufzte ein paar Mal schwer, während sie auf den Mondschein außen blickte, der hell und glänzend auf der Schneelandschaft lag. War Lady de Bougainville dieser Welt mit ihren Eitelkeiten und Trübsalen müde? Oder war ihre Seele, die in letzter Zeit so viel gelernt hatte, voller Mitleid und Kummer darüber, daß ihr nichts Anderes, als Mitleid blieb für den Mann, der so viele Jahre ihr Gatte gewesen? Ich weiß es nicht, ich vermag mich nicht in ihre Lage zu versetzen, noch ihre Gefühle dabei zu verstehen. Wie sie aber auch waren, sie behielt sie für sich selbst und trat mit lächelndem Antlitz in die Zimmer ihrer Töchter.

Es waren deren zwei; eines für die jüngeren Mädchen, ein einfaches Gemach, das mit chinesischen Tapeten bekleidet war, welche Fische, Vögel und Blumen in bunter Menge trugen, und ein anderes Zimmer,

das freundlichste und behaglichste im ganzen Hause, in welchem das Kaminfeuer auf ein hübsches Himmelbett mit rothen Vorhängen spielte, und das düstere, hagere Antlitz Johannes des Täufers über dem Kaminsims im Schatten ließ; ich kenne dies Gemach gut. Dort stand Bridget und bürstete das schöne, lockige Haar Adriennens, für welche die Mutter mit großer Sorgsamkeit eine Balltoillette gewählt, die durch Wolken weißer Gaze die etwas mangelhafte Gestalt verhüllte; reizende blaßrothe, duftende Rosen, dem Treibhause entnommen, schmückten Haar und Brust, so daß die schwächliche, kränkliche Adrienne wirklich einmal hübsch aussah. Die beiden anderen Schwestern, Gabriele und Katharine waren immer hübsch, sie mochten tragen, was sie wollten. Wenn ich mich recht erinnere, so trugen sie nach Bridgets Erzählung an dem Ballabend weiße Mousselinkleider — der anmuthigste Anzug für jedes junge Mädchen — und rothe Camellien mit Epheu im Haar; frische Blumen natürlich, denn die Mutter mochte sowohl die künstlichen wie auch Schmucksachen nicht leiden.

Sie zog erst die Töchter an und dann sich selbst; in ihrem Lieblingsanzuge, dem schwarzen Sammetkleide, sah sie am schönsten von Allen aus. Als sie durch die herrlichen Räume und Säle ging, welche von zahllosen Wachskerzen strahlten, suchte sie eine heitere Miene anzunehmen.

„Es ist natürlich sehr schade, daß Papa nicht kommen will, aber wir müssen auf eine passende Entschuldigung für ihn sinnen und dürfen uns nicht dadurch

verstimmen lassen. Wir müssen darauf bedacht sein, Alle um uns her fröhlich zu machen und selbst heiter sein."

„Ja, Mama," sagte Adrienne, deren etwas nachdenklicher, doch nicht unglücklicher Gesichtsausdruck zeigte, auch sie habe schon solche Lehre empfangen, heiterer zu scheinen, als man ist.

„Mama!" riefen Cäsar und Louis wie aus einem Munde, „Du bist eine wunderbare Frau!"

Ob wunderbar oder nicht, sie war die Frau, zu der Gott sie gemacht und füllte den Platz aus, auf den er sie gestellt; sie machte einen guten Gebrauch von dem, was er ihr verliehen. Wenn in späteren Jahren, da die lieben Stimmen ihrer Kinder lange verstummt waren, andere sie priesen, so gestand Lady de Bougainville nur dies zu. „Ich that mein Bestes," pflegte sie zu sagen, und ihre schönen alten Augen nahmen einen träumenden Blick an, als schaue sie auf eine lange Spanne Zeit zurück. „Ja, ich glaube, ich that mein Bestes."

Die meisten Bälle sind einander ähnlich, daher ist es nicht nöthig diesen im Detail zu beschreiben. Sein schönster Schmuck war die Wirthin mit ihren Kindern, die, wie Jeder anerkannte — und noch nach Jahren sprach man davon — gleich „einem Bilde" aussahen. Es ist selten, daß eine Dame, so jung aussehend, daß sie sehr gut für ihres ältesten Sohnes Schwester statt seiner Mutter gelten könnte, von einem solchen Kranze von Kindern umgeben ist, die sich so lieblich und folgerichtig aneinander reihen, daß anscheinend auch nicht die geringste Lücke darin war.

„Sie sind eine sehr reiche und eine sehr glückliche Frau," sagte eine ihrer Nachbarinnen zu ihr, welche Alles verloren hatte, Gatten, Kind und Vermögen.

„Dank sei Gott, ja," erwiderte Lady de Bougainville sehr sanft.

Natürlich bedauerte Jeder Sir Edwards Abwesenheit und „sein Unwohlsein", das als Grund seines Nichterscheinens angegeben wurde; doch wurde er nicht so schmerzlich vermißt, wie er es vielleicht gern gesehen. Jeder aber schien darauf bedacht, der Wirthin doppelte Aufmerksamkeit zu erweisen und sie durch gerechte Lobsprüche, wie ihr Sohn Cäsar des Vaters Platz so bewundernswerth ausfüllte, zu erfreuen. Bei Tische hielt der Rector von Brierley, der zugleich der älteste Einwohner dort war, eine hübsche Rede, in welcher er die Gesundheit des abwesenden Wirthes ausbrachte und der allgemeinen Freude Worte gab, daß Sir Edward sich hier niedergelassen, wobei er den Wunsch und die Hoffnung aussprach, die de Bougainville's von Brierley Hall möchten durch viele Generationen hindurch eine einflußreiche Familie in der Grafschaft sein.

Nach dem Abendessen tanzten die jungen Leute wieder und die älteren sahen zu. Auch Lady de Bougainville war eine Zuschauerin und blickte zuweilen von den frischen, dahinschwebenden Gestalten auf jene anderen Figuren auf den Gobelins, die so still und schattenhaft waren. Welches Leben war in den jungen Gestalten, und wie geisterhaft sahen jene aus, die doch noch existiren würden, wenn diese längst erblaßt.

Es war gegen ein Uhr Morgens, als sich ein

Vorgang zutrug, welcher diesen Ball zu einem unvergeßlichen Ereigniß in der ganzen Gegend machte durch Generationen hindurch. Nicht nur Bridget, noch ein Paar der anderen Anwesenden haben mir die Scene als eine der überraschendsten und peinlichsten geschildert, die man sich nur denken konnte.

Die Heiterkeit und Festesfreude war auf den Höhepunkt angekommen. Das vorzügliche Mahl hatte die Tänzer und die Musiker angefeuert, so daß sie ihr Bestes thaten; fast alle Gäste waren nach dem Ballsaal zurückgekehrt und bei den Zurückbleibenden standen Cäsar und Adrienne, höflich deren Mitkommen erwartend. Lady de Bougainville füllte die Stelle ihrer ältesten Kinder aus und lächelte fröhlich auf die tanzende Menge.

Plötzlich ward eine Thür, welche am anderen Ende des Saales über ein Paar Stufen nach Lady de Bougainvilles Schlafzimmer führte, halb geöffnet. Einige der Tänzer schlossen sie; doch gleich darauf wurde sie wieder leise und verstohlen aufgemacht und ein Gesicht blickte hindurch — ein bleiches, gefurchtes Antlitz, mit langem, schwarzem Haar unter einer weißen Nachtmütze mit einer Puschel hervorhängend. Ihm folgte eine Figur, dünn und hager, in einen weißen Flanellschlafrock gehüllt. Die nackten Füße steckten in Pantoffeln und ein stark duftendes, feines Taschentuch wurde in den krankaussehenden Händen geschwenkt. Eine solche halb traurige, halb lächerliche Erscheinung war wohl noch nie in einem Ballsaal gesehen.

Zuerst wurde es nur von den der Thüre Nächsten

bemerkt und nicht sogleich erkannt, bis einer der Gäste flüsterte: „Sir Edward!" „Er muß betrunken sein!" lautete die folgende Bemerkung, und einige der Herren bemühten sich, ihn aus dem Ballsaal zu entfernen.

Nein, er war nicht betrunken. Mochten seiner Schwächen und Fehler noch so viele sein, Unmäßigkeit hatte nie zu ihnen gehört. Es war wenn möglich etwas Schlimmeres. Die Wenigen, welche ihn anredeten, begegneten einem Blick, aus dem das Licht der Vernunft vorübergehend oder für immer gewichen war.

Die wohlgemeinten Versuche ihn zu entfernen zeigten sich fruchtlos. Er riß sich aus den ihn zurückhaltenden Händen mit einem erschrockenen Blick los, und fuhr unter die Tänzer wie ein von Feinden Verfolgter. Die jungen Damen schrien, die Quadrille kam in Unordnung und die Musik schwieg. In dieser plötzlichen Stille, welche so unvermuthet eintrat, hörte Lady de Bougainville, welche am anderen Ende des Saales im eifrigen Gespräche gestanden, sich mit schriller Stimme rufen.

„Josephine! Josephine! Wo ist meine Frau? Man hat mir meine Frau genommen!"

Ob sie in irgend einer unbestimmten Weise eine solche Katastrophe geahnt, und da sie nun kam, doch theilweise vorbereitet war, oder ob die dringende Nothwendigkeit des Momentes sie zu einer fast wunderbaren Selbstbeherrschung zwang — aber das Zeugniß derer Aller, welche zugegen waren, erklärt, daß Lady de Bougainvilles Benehmen bei der schrecklichen Scene geradezu bewundernswerth und großartig gewesen; selbst als sie

die arme seltsame Figur durch die Menge auf sich zustürzen sah und, als suche er Schutz bei ihr, Sir Edward sie mit beiden Armen umklammerte, — verlor sie nicht einen Moment ihre Geistesgegenwart.

„Josephine, rette mich! Diese Leute verfolgen mich, hetzen mich zu Tode. Theures Weib, schütze, rette mich!"

Sie versuchte ihn mit sanften Worten zu beschwichtigen, sie sprach ganz ruhig, obgleich ihre Lippen todesbleich waren. Sie nahm von Niemand anders Notiz — und die Gäste waren auch alle zurückgeschreckt und ließen die Gatten allein — aber sie bemühte sich ihren Mann zu entfernen. Anfangs vergebens. Erst als sie bestimmt sagte: „Edward, Du mußt mit mir kommen!" gestattete er ihr ihn langsam aus dem Ballsaal zu führen durch die Thür, durch welche er eingetreten.

Es war ein schrecklicher, ein kläglicher Anblick. Es bekundete sich hier nicht einmal die Erhabenheit des Wahnsinnes; kein großer Geist war verloren gegangen, keine edle Seele hatte ihre Harmonie verloren. Sir Edward's Zustand war der des Blödsinnes, eine schwache Seele, welche vor der Zeit kindisch geworden.

Die Art, mit welcher seine Gattin, ohne entsetzt zu sein, die Sache aufnahm, und beinahe an seinen Zustand gewöhnt zu sein schien, sie bekundete ein furchtbares Geheimniß, welches keiner der Nachbarn und Freunde geahnt.

Sie alle blickten sich erstaunt an und mit tiefer Theilnahme dann auf sie, doch Niemand mischte sich in die Sache.

Sie stand einen Moment still, die schöne stattliche Gestalt mit dem schwarzen Sammetkleide und den strahlenden Diamanten, an welche sich im auffallendsten Gegensatz die schwankende, jämmerliche Figur klammerte, und dann flüsterte sie den ihr Nächststehenden zu:

„Erschrecken Sie, bitte, nicht meine Kinder! Lassen Sie den Tanz wieder beginnen!"

Dann war sie im Begriff mit ihrem Manne leise zu verschwinden, als dieser plötzlich rief:

„Warte einen Augenblick, meine Liebe!" Eine neue Phantasie schien ihn zu erfassen; er schlug seinen Morgenrock wie einen Talar um sich, wehte mit dem weißen Taschentuch elegant und graciös und begann zu reden:

„Damen und Herren, nein, ich meine, geliebte Freunde und Brüder, Sie sehen meine Gattin, eine Frau, auf die ich sehr stolz bin; sie ist aus sehr vornehmer Familie und hat sich stets als die treuste, gütigste Freundin gegen mich benommen." Die Rede war im salbungsvollen Tone, wie von der Kanzel kommend, begonnen und endete fast in einem Gewimmer.

„Sie ist noch sehr gütig gegen mich," fuhr er fort, aber klagend und jammernd, wie ein krankes Kind; „nur zuweilen quält sie mich; sie zwingt mich mein Mittagbrot zu essen, wenn ich gar nicht mag, und würden Sie es glauben" — er brach in eine Art dummes Lachen aus — „sie will mich nicht Fliegen fangen lassen. Es giebt freilich jetzt nicht mehr viel Fliegen zu fangen — es ist ja Winter. Ich habe den Schnee

auf der Erde liegen sehen; und mich friert so. Hülle mich ein, Josephine, mir ist so kalt!"

Zitternd und schauernd hing sich das arme Geschöpf wieder an sie und fuhr in seinem Reden fort, das aber nur noch ein unverständliches Murmeln war. Die Gäste standen noch ferner, von Scheu und Mitleid erfaßt, während Lady de Bougainville ihren Gatten die wenigen Stufen hinauf halb führte, halb trug. Dann schloß sich die Thür seines Schlafzimmers hinter den Beiden und von der Stunde an bis zu dem Tage, da sie seinem Begräbniß beiwohnten, sah Niemand der Nachbarn oder Jemand, der nicht zur Familie gehörte, Sir Edward wieder.

Man hörte auch wenig von ihm. Der Arzt aus Brierley, nach dem irgend Einer geschickt hatte, kam unverzüglich, ward auch als eine Sache der Form vorgelassen; er berichtete, er habe den Patienten schlafend gefunden, außerdem schien er aber so gut wie nichts von seiner Krankheit zu wissen. Ebenso wenig waren die Kinder des Kranken davon unterrichtet; alle Gäste sprachen sehr zart und schonend mit ihnen, während der kurzen Zeit, daß der Ball währte, und die Eingeladenen sich entfernten. Sie waren alle sehr gütig und rücksichtsvoll gewesen und würden gethan haben, was in ihren Kräften stand ihrer so hoch verehrten Wirthin zu helfen, aber es war einer der Fälle, bei denen nichts zu thun war. Nach einer Weile rollte die letzte Equipage fort; Cäsar, der einzige Repräsentant der Familie, erwies den Gästen des Hauses bis zum letzten Augenblick jede Aufmerksamkeit; er machte auch manche

Entschuldigung, doch gab er nicht die geringste Erklärung. Hierin war er schon der Sohn seiner Mutter, sowohl in der Zurückhaltung, als Selbstbeherrschung.

Als das Haus ruhig war, bestand Cäsar darauf, daß die Kinder und auch die ganze Dienerschaft zu Bett gingen; er aber und Adrienne, die zuerst ganz niedergeschmettert gewesen, sich aber wieder erholt und gefaßt hatte, — brachten den Ueberrest der Nacht, der kalten Winternacht, auf der kleinen Treppe sitzend zu, welche nach ihrer Eltern Schlafzimmer führte.

Mehrere Male kam die Mutter zu ihnen heraus und verlangte, daß sie zu Bett gingen.

„Papa schläft ganz fest — er mag vielleicht so bis zum Morgen schlafen, er thut es oft. Ich bin ja ganz daran gewöhnt, es erschreckt mich nicht. Macht Euch doch Eure lieben Herzen nicht schwer um mich, meine Kinder!" sagte sie mit einem leisen Lächeln, da sie sich über sie beugte und ihnen das Haar liebkosend streichelte. „Ihr seid zu jung für den Kummer; er wird schon seiner Zeit auch an Euch kommen."

Seufzend sagte sie dies; schon jetzt trauernd darüber, daß ihre Kinder vielleicht ein so schweres Leben haben könnten wie sie, und nicht wissend, wie nutzlos diese Sorge war. Ihre Gefühle in diesem Punkt waren so fest und unerschütterlich, daß sie weder jetzt noch später Sohn oder Tochter an ihrem traurigen Wächteramt theilnehmen ließ. Ich glaube, daß, außer dem vorhin erwähnten Grunde, sie noch ein anderer ebenso starker zurückhielt; eine rührende Scham, daß andere Augen als die ihrigen sehen sollten, welch ein Wrack ihr Gatte

geworden, und der Wunsch, ihren Kindern bis zuletzt ein Bild vom Vater zu erhalten, wie er in seinen besten Zeiten in seinem edleren Selbst gewesen war, damit diese Erinnerung ihnen nach seinem Tode verbliebe.

Das Ende war aber noch nicht da und sie wußte es, oder hatte Grund es anzunehmen. Das Schlimmste bei Sir Edwards Krankheit war der Umstand, daß je schwächer sein Geist wurde, desto kräftiger sein Körper ward. Herrn Oldham's Zustand war schon bemitleidenswerth genug gewesen, aber hier bei ihrem Manne war der Verstand nicht nur gefesselt, sondern langsam abnehmend, während die Körperkräfte zunahmen und vielleicht noch lange, lange den ganz entschwundenen Geist überdauern würden, denn Sir Edward war noch in der Mitte des Lebens. Wenn Josephine in die Zukunft blickte, schauderte sie, und wenn ihr Mann sehr litt, ergriff sie wohl zuweilen der furchtbare Gedanke, daß der Herzfehler, vor dem Dr. Waters sie so sehr gewarnt und um dessentwillen sie stets gewacht und ihren Gatten vor Vielem behütet hatte, sich am Ende mehr als eine Gnade, denn als ein Schrecken erweisen könnte.

Zeitweise litt der arme Sir Edward sehr. Es gab in verschiedenen Zwischenräumen Abschnitte, in denen er nur zu gut seinen Zustand kannte und wohin dieser führte; ja sogar ein leises Gefühl, daß er eine Bürde sei und stets mehr werden müsse, überkam ihn dann. Aber über Alles ging seine entsetzliche Angst vor dem Sterben, diese war so groß, daß er nicht das Wort Tod hören konnte. Bei seinen täglichen Ausfahrten mit seiner

Gattin — bei denen die Fenster des Wagens oft durch Gardinen verhängt waren, denn er konnte nicht das Licht, noch den Anblick der Menschen vertragen, vermochte ihn nichts dahin zu bringen, den Kirchhof von Ditschley zu passiren.

„Es ist zu seltsam," sagte Josephine zuweilen zu Bridget, welche jetzt, wie immer, mehr als irgend ein Anderer von ihrer Herrin Sorgen wußte oder ahnte; „ihm ist so angst zu sterben, und ich fühle mich so müde — so lebensmüde; ich würde so gern zur Ruhe gehen, wäre es nicht um meine Kinder; ihretwegen muß ich versuchen, noch länger zu leben."

Aber Bridget erzählte mir, wie sie bemerkte, daß Lady de Bougainville unter der Last ihrer Angst und Sorgen täglich sich mehr veränderte. Sie ward alt und bleich; schon durch das stete Weilen in dem einen Zimmer, welches Sir Edward kaum auf Momente verlassen wollte. Nur selten ward ihr der Genuß eines erfrischenden, erheiternden Gespräches mit ihren Kindern, die in dem mächtig großen Hause sich ganz allein überlassen blieben; denn natürlich kam kein Besuch mehr. Es hätte ihnen ein recht trauriger Aufenthalt sein müssen, wären sie nicht, wie alle Berichte lauteten, so sehr fröhliche junge Leute gewesen, welche die französische Leichtherzigkeit und die irische Fröhlichkeit geerbt, aber auf der guten Grundlage von Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit ruhend, welche die Mutter in ihre Seele gepflanzt und die man ihr nach dem alten Motto auch einst in das junge Herz gesenkt: „Fais ce que tu dois, advienne que pourra".

Als nun der Zustand ihres Mannes immer trostloser wurde, thaten Mutter und Kinder doch immer noch ihr Bestes, sich aufrecht und frisch zu erhalten und besonders einander zu erheitern. Die Kinder erhielten dem Hause einen fröhlichen Anstrich und Josephine barg ihre schwersten Sorgen in jenem traurigen Krankenzimmer. O, wenn Räume sprechen könnten, welche Geschichten würden ans Licht kommen. Sobald die Mutter die Schwelle dieser Stube überschritt, geschah es mit ruhigem, lächelndem Antlitz, und sie war stets bereit, an irgend einer kleinen Ueberraschung oder Erheiterung, welche ihre Kinder für sie ersonnen, theilzunehmen. Sie hatte Sorge getragen, daß alle ihre Studien und Arbeiten, sowohl im College als zu Hause ihren Fortgang nahmen, und Cäsar, der noch kein Amt übernommen, war auf ihren Wunsch in Brierley Hall geblieben. Sie hatte ihm eines Tages gesagt:

„Ich kann nicht ohne Dich fertig werden, verlaß mich nicht!" und ihr Sohn hatte mit seiner gewohnten Entschiedenheit geantwortet: „Niemals, Mutter!"

Als aber der Sommer fortschritt und sie mehr und mehr fühlte, wie trübe das Leben ihrer Kinder sich gestaltete, da beschloß das muthige, liebende Mutterherz einige von ihnen fortzuschicken, damit sie nicht immer Zeuge wären der monotonen hoffnungslosen Existenz, die sie führte. Denn sie hatte keine Hoffnung mehr; die ersten und vorzüglichsten Aerzte, welche natürlich bei einer so reichen und wichtigen Person, wie Sir Edward de Bougainville (trauriger Spott!), ihr Bestes thaten und lange Berathungen hielten, konnten keine Hoffnung

geben. Hülfe war unmöglich, doch der langsame Verfall konnte noch viele Jahre dauern. Es blieb Josephinen nichts als stilles Ertragen, gerade das Schwerste für sie. Sie vermochte gegen das Schicksal zu kämpfen, selbst jetzt noch; aber mit gebundenen Händen machtlos auf die fortschreitende Zeit zu warten, das war eine furchtbare Prüfung für sie. Doch war dies ihr Loos und sie mußte es hinnehmen. In ihrem Leben, wie in dem vieler anderer Menschen, wurde sie durch Lehren, die sie am wenigsten erwartet, geschult; sie erhielt Segnungen und Vorzüge, welche sie nie erbeten, und gerade die am meisten erwünschten wurden ihr vorenthalten oder gingen verloren; doch ehe das Ende kam, konnte sie sagen, ich habe es von ihr gehört, nicht nur: „Ich habe mein Bestes gethan," sondern: „Er hat Sein Bestes an mir gethan und ich weiß es." Und das Wissen war die empfangene, gesegnete Lehre.

Jetzt aber gerade war das Leben sehr schwer für sie, und sie fühlte sich oft „so müde, so müde," wie sie Bridget zugestand, als ob all die Freuden, welche ihr noch geblieben waren, nicht den einen Segen der Ruhe aufwiegen könnten.

Ich habe in letzter Zeit sehr wenig von Bridget gesprochen; sie hatte sich in den letzten Jahren mehr in „die Kinderstube" zurückgezogen, wie die jungen Damen des Hauses immer noch ein Zimmer nannten; sie ging ihnen mit allerlei kleinen Diensten zur Hand, ohne eine bestimmte Stellung im Hauswesen einzunehmen. Ihre Häßlichkeit war durch die Jahre nicht besser geworden, Sir Edward zeigte sich ihr noch

immer sehr abgeneigt und nur seiner Frau starker Wille vermochte es durchzusetzen, daß die treue Seele nicht fortgeschickt wurde. In dem Sonnenschein des Wohlstandes zog sich Bridget in den Schatten zurück; doch sobald ein Leid über die Familie kam, da drängte ihr warmes irisches Herz sie, Alle zu trösten und zu ermuthigen; ihre leidenschaftliche Anhänglichkeit verbarg die Geheimnisse des Hauses jedem Auge, und ihre irische Großmuth vergaß augenblicklich eine kleine frühere Vernachlässigung und widmete sich mit ganzer Hingebung der Gegenwart.

(Diese kleine Abschweifung muß verziehen werden. Ich selbst hatte Bridget sehr lieb, die mir als der Typus des Edelsten in der irischen Nation, die im Kerne gut ist, dasteht.)

Während dieses trüben Sommers war Bridget Allen eine Hülfe. Sie erleichterte ihrer Herrin das schwere Loos, so gut sie konnte, sie wurde eine Art Haushälterin und erfüllte ihre Obliegenheiten vortrefflich, was in einer so großen Wirthschaft nicht wenig sagen will. Es war Niemand da, der diese Stelle der Oberaufsicht ausfüllen konnte. Adrienne vermochte es nicht; Bridget hatte schon genug zu thun, ihrer Herrin eine Sorge zu verbergen, welche sehr bedeutsam ihre Bürde vermehrt haben würde, nämlich daß es mit der armen Adrienne nicht war, wie es sein sollte. Der Husten war vom Winter zurückgeblieben. Der reizende, luftige Ballanzug, in dem sie so hübsch ausgesehen, zeigte sich als sehr schädlich. Als sie mit Cäsar in der kalten Nacht auf den Treppenstufen vor ihrer Mutter Thür gesessen, war

die Erkältung durch ihren bloßen Hals und ihre entblößten Arme in sie eingedrungen. Sie fühlte es kaum, so schwer war ihr Sinn von dem Kummer befangen; und als sie beim grauen Morgenschein die verwelkten Rosen von ihrer Brust nahm, welche die Mutter so sorgsam für sie gesammelt, da dachte weder sie, noch einer der Anderen, daß der Tod sich dort eingeschlichen und sie als seine Beute erklärt hatte.

Kein Einziger vermuthete dies. Diese wunderbare Blindheit, welche zuweilen eine Familie besitzt, in der es seit vielen Jahren weder Tod noch gefährliche Krankheit gegeben, hatte selbst die sonst so sorgsame Mutter erfaßt. Sie war so sehr an Adriennens zarten Gesundheitszustand gewöhnt und Bridget's unabläßige zuversichtliche Tröstung dabei, daß der gesprungene Krug am längsten zur Quelle geht, daß ihre Augen lange keine Veränderung an der Tochter bemerkten. Und Adrienne selbst sagte nichts, sie war so gewöhnt, sich „ein Wenig unwohl“ zu fühlen, daß sie ihre Schwäche und Mattigkeit als selbstverständlich hinnahm und nur den Wunsch aussprach, es solle sich Niemand darum sorgen, am wenigsten ihre Mutter, welche schon genug Kummer habe.

Mit selbstlosem Eifer unterstützte sie einen Plan, welchen Lady de Bougainville entworfen, daß nämlich ihre drei Söhne mit ihrem Lehrer auf zwei Monate eine Reise durch die Schweiz machen sollten.

Cäsar widerstand lange.

„Mutter, ich will Dich nicht verlassen. Du selbst sagtest, ich müßte es nicht thun.“

„Ich weiß es, mein Sohn, Du bist mir sehr nöthig, aber ich werde Dich später noch mehr brauchen. Diese Art des Lebens kann Jahre dauern — Jahre. Ich kann sie besser ertragen, wenn ich meine Kinder glücklich weiß. Ueberdies möchte ich Deine Brüder nicht ohne Dich reisen sehen, Du, mein verständiger alter Gesell. Du bist ja die Stütze des Hauses. Trotzdem mußt Du Deiner Mutter noch etwas länger gehorchen. Thu jetzt, was sie wünscht, mein Liebling!"

Jetzt entschloß sich Cäser zu gehen.

Der Tag der Abreise war hell und sonnig und die drei Brüder glichen dem Tage; es war dies nur natürlich, denn Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit zeichneten sie aus. Auch die Schwestern waren nicht traurig und freuten sich schon über all die schönen Sachen, welche die Knaben aus der Schweiz mitbringen wollten. Nur Adrienne weinte, und indem sie Cäsar, ihren Lieblingsbruder, fest umfaßte, bat sie ihn, sich recht in Acht zu nehmen und nicht länger als acht Wochen fern zu bleiben.

„Ja, das will ich. Nichts in der Welt soll mich einen Tag länger fern halten!" rief er, seine langen Locken schüttelnd — sehr langes Haar war damals Mode — und dabei sah er aus, wie ein junger Held, der das Schicksal bezwingen und vom Glück Alles verlangen konnte, was er wünschte.

„Nun gut!" sagte die Mutter fröhlich. „Kommt am ersten October wieder und Ihr werdet uns hier Alle so stehen finden, wie wir jetzt von Euch scheiden. Fort jetzt, Knaben! Lebt wohl, Gott geleite Euch!"

Sie zwang die Söhne zum Scheiden, ein Lächeln auf den Lippen und Thränen in den Augen. Doch war sie nicht traurig, eher froh, ihre Kinder aus der trüben Atmosphäre entfernt zu haben, in der sie selbst ausharren mußte, welche aber jenen doch mehr oder minder schädlich werden konnte.

„Die Jugend sollte glücklich sein," sagte sie mit einem leisen Seufzer. „Und Gott segne sie, aber die Knaben werden sehr glücklich werden. Welche Fülle von Hoffnungen liegt in ihnen!"

Sie sah dem Wagen nach, als er unter Hüteschwenken und Tücherwehen abfuhr, dann kehrte sie mit ihren drei Töchtern in die Schatten des stillen Hauses zurück, ein aufsteigendes Schluchzen unterdrückend, doch zufrieden — ganz zufrieden. Frauen, die Mütter sind, werden Alles verstehen.

Neuntes Kapitel.

In diesen Aufzeichnungen der Geschichte meiner theuern Lady de Bougainville halte ich jetzt mit Besorgniß an. Ich gehe nun aus dem Sonnenscheine oder dem vertheilten Licht und Schatten, die von ferne wie Sonnenschein aussehen, in die dunkle Nacht mit ihr über. Die nächsten Ereignisse geschahen so plötzlich und in so schneller Reihenfolge, daß eine solche Fülle des Unglückes, auf ein Wesen gehäuft, kaum zu ertragen scheint. Aber ist es denn im täglichen Leben nicht häufig, daß ein Unglück nie allein kommt?

Lady de Bougainville hatte viele Kümmernisse, Prüfungen und Leiden zu bestehen gehabt, doch der Engel des Todes war stets an ihrer Thür vorübergegangen, ohne einzutreten, denn das Hinüberschlummern der eben geborenen Kinder konnte man kaum ein Sterben nennen. Jetzt an dem schönen, hellen Augusttage stand er hinter ihr auf den Stufen von Brierley Hall.

Nachdem die Söhne abgereist waren, kam Bridget zu ihrer Herrin und fragte sie hastig, mit weniger Worten, als die sonst so Redselige zu machen pflegte, ob sie mit den jungen Mädchen und deren Gouvernante nach

London reisen könnte, eine kleine Vergnügungstour für die Kinder zu machen.

„Ich dachte auch gleich, Mylady, ich könnte vielleicht mit Fräulein Adrienne zum Doctor gehen" (einem berühmten Arzt, der schon öfter die Familie behandelt). „Sie wird so mager, verliert den Appetit, vielleicht grämte sie sich etwas über das Scheiden von den Brüdern; nun sie wirklich fort sind, wird es besser werden."

„Natürlich", sagte die Mutter lächelnd, denn Bridget sprach so sorglos, daß jene leicht getäuscht ward. Und noch mehr so am Tage der Abreise durch der Tochter rothe Wangen und strahlende Augen. „Du siehst wirklich nicht aus, als ob Du einen Arzt brauchtest, mein Kind. Du magst aber hingehen, schon um Bridget zu beruhigen. Behalte ja, was er sagt, um es uns zu erzählen!"

Als sie aber zurückkamen, war nichts zu berichten, Adrienne sagte nur, der Arzt hätte alle seine Verordnungen an Bridget im nächsten Zimmer ertheilt. „Mich klopfte er nur auf die Schulter und bat mich nach Hause zu gehen und ganz schnell kräftig und gesund zu werden, was ich auch zu thun gedenke. Es wäre eine zu große Beschwerde für Dich, Mama, wenn ich auch krank würde. Da ruft Dich Papa, lauf schnell zu ihm!"

Es war einer von Sir Edward's schlimmen Tagen, und erst spät am Abend hatte seine stete Wärterin, denn er litt keine andere, ein Weilchen Zeit nach dem Zimmer mit den Cedernmöbeln hinunterzugehen, sich ein Wenig zu erholen. Dort fand sie Bridget, sie mit warmem Thee erwartend, wie jene dies zu thun pflegte.

„Dank Dir!“ hatte Josephine gesagt und nicht mehr, denn sie brauchte vor ihrer treuen Dienerin und Freundin kein lächelndes Antlitz zu heucheln, und sie war tief gebeugt und todesmatt von der Anstrengung des schweren Tages.

Bridget erzählte mir einst, wie sie in der Nacht neben ihrer theuren Herrin gestanden und sie den Thee trinken gesehen, da habe sie das Gefühl gehabt, als trinke Lady de Bougainville einen Giftbecher, den sie selbst ihr gereicht.

„Jetzt erzähle mir, denn ich habe gerade zehn Minuten Zeit, was der Arzt über Adrienne gesagt hat. Es scheint nichts mehr, als daß sie kräftig werden soll. Sie wird es hoffentlich bald sein?“

Die Frage ward gethan, als bedürfe sie kaum der Bejahung, und Bridget erinnerte sich noch lange des Aussehens ihrer Herrin und ihrer Stellung, wie sie so behaglich dasaß, die Füße auf dem Gitter des Kamines ruhen lassend, wobei ihre schwarzen Sammetschuhe und die feinen seidenen Strümpfe sichtbar wurden.

„Weshalb antwortest Du nicht, Bridget?“ fragte sie schnell aufblickend. „Es ist doch mit dem Kinde nicht bedenklich?“

„Doch — etwas,“ erwiderte Bridget bedächtig. „Ich habe es lange geahnt, Mylady, doch mochte ich Sie nicht erschrecken. Aber der Arzt will morgen selbst herkommen, mit Ihnen zu reden.“

„Mit mir zu reden!“

„Es steht nicht gut mit ihren Lungen. Sie hat sich im Winter erkältet und hustet seitdem. Er will

einen zweiten Arzt mitbringen, ihre Brust zu untersuchen, und ich dachte, Sie könnten erschreckt werden, so daß ich es lieber selbst —"

Erschrecken war nicht das Wort. In der Mutter Antlitz sprach sich nicht Schreck, sondern eine eiserne Verzweiflung aus, als ob sie Alles hinnähme und durch nichts überrascht sei. Plötzlich aber verwandelte sich diese Ruhe in einen wilden, ungläubigen Widerstand.

„Ich verabscheue die Aerzte. Ich will diese Männer nicht hier haben, sich um mein Kind zu kümmern; Adrienne hätte gar nicht zur Stadt gesollt. Zuweilen nimmst Du Dir zu viel heraus, Bridget!"

Die treue Dienerin erwiderte kein Wort auf diese Anklage, nur Thränen rollten langsam über ihre Wangen und diese schienen Lady de Bougainville mehr als Worte zu beängstigen.

„Ich wollte Dich nicht kränken," sagte sie, ihre Hand ihr darreichend. „Leider bin ich jetzt oft mißgestimmt, aber ich habe auch viel zu tragen. Ach, wenn meinem Kinde wirklich Gefahr drohte! Doch erzähle mir Alles — Alles. Es ist das Beste."

Bridget wußte, es sei das Beste; denn am nächsten Tage würde der Arzt es doch nicht verschweigen, und seine Ansicht war eine so entschiedene, daß auch nicht die geringste Hoffnung blieb. Es war die schon oft gemachte traurige Erfahrung. Eine vernachlässigte Erkältung hatte bei Adriennens schwacher Constitution eine so schnelle Zerstörung der Lungen herbeigeführt, daß es keine Hülfe gab, ja der Arzt verordnete nicht einmal ein Mittel. Der Patientin hatte er natürlich nur Muth

zugesprochen, aber Bridget hatte das schreckliche Urtheil gehört, daß in wenigen Monaten, vielleicht in Wochen das junge Leben geendet sein würde.

Das Ganze war so schnell, so unvermuthet geschehen, daß selbst Bridget, die sich doch schon länger damit vertraut gemacht, kaum den Worten glaubte, die sie gezwungen war auszusprechen. Was Wunder, daß die Mutter beharrlich daran zweifelte.

„Es ist nicht wahr, nein — es kann nicht sein. Doch etwas muß geschehen. Ich will mit ihr nach einem wärmeren Klima gehen — ich? Du mußt sie begleiten, Bridget, ich kann ja nicht. Doch Gott sei Dank, daß wir so reich sind!“

„Ja, wenn der Reichthum unsern Liebling retten könnte!“ rief Bridget schluchzend. „Ich sagte Ihnen niemals, wie krank sie ist, sie wollte es nicht. Wenn Sie aber sehen werden, wie sie täglich leidet und was ihr vielleicht noch bevorstehen mag, dann werden Sie das Kind ruhig scheiden lassen.“

„Nein, das werde ich nicht, ich will es nicht!“ rief die Mutter heftig. „Alles, nur dies nicht!“

Josephine hatte viele Kümmernisse kennen gelernt, beinahe alle, ausgenommen häufige Todesfälle. Sie hatte wohl ihre ganz kleinen, eben geborenen Kinder beweint und um ihren theuern Vater getrauert; doch er starb friedlich im hohen Alter und gleich nach ihrer Verheirathung, so daß sie den Verlust nicht als etwas Unersetzliches fühlte. Diese furchtbare Angst, der nagende Kummer, der uns befällt, wenn ein sehr geliebtes Wesen uns verläßt, um nie wiederzukehren — und unseren

Herzen eine tiefe Wunde geschlagen wird, welche die Zeit wohl überheilt, während doch eine ewige Narbe, eine nicht auszufüllende Leere bleibt — diese hatte Josephine nicht früher verstanden und kennen gelernt.

Es wollte ihr auch jetzt noch nicht für möglich erscheinen, selbst als, nachdem die Aerzte fort waren, ihr eigenes Kind ihr die Wahrheit mittheilte.

Es war an einem sehr leidensvollen Tage, als Adrienne, nachdem ihr etwas besser war — denn ohne diese Anfälle wäre ihr Hinsterben sanft und schön, wie das Fallen eines Blattes gewesen — den Schwestern zusah, welche sich in dem Zimmer amüsirten, das sie jetzt kaum mehr verließ.

„Chère mama," flüsterte sie, „ich glaube doch, daß Gabriele den Platz der ältesten Tochter des Hauses besser ausfüllen wird, als ich. Still!" sie legte die Hand auf die Lippen ihrer Mutter. „Ich weiß Alles, ich fragte Bridget, sie mußte mir antworten. Ich bin nicht ängstlich, nicht im Geringsten, das mußt Du sehen."

Nein, sie war es nicht. Entweder war ihr stetes Kränkeln oder der Kummer, welcher sie in ihrer Neigung getroffen, daran Schuld, daß der armen kleinen Adrienne das Leben nicht so werthvoll erschien, oder der Tod hatte, wie dies öfter bei jungen Leuten der Fall ist, durchaus nichts Schreckhaftes für sie. Ihre Seele blickte auf den „Himmel" und das neue Leben jenseits mit dem Glauben und der festen Zuversicht eines Kindes. Sie sprach von ihrem Tode, wo sie begraben sein und welche Blumen sie auf dem Hügel haben möchte — „da erstehe ich dann wieder als Tau-

sendschön und Schlüsselblume — ich hatte Schlüsselblumen immer so gern."

Das Alles sagte sie mit ruhiger Heiterkeit, welche die Hörer oft verwunderte und mit Ehrfurcht erfüllte.

„Es ist mein Trost, Bridget, daß Mama nach meinem Tode nicht so verlassen sein wird, als wenn ich ihr einziges Kind wäre. Sie hat noch zwei viel hübschere und klügere Töchter, als ich, und drei Söhne — o, was für Söhne! — den Namen auf viele Generationen zu vererben. Ich war am Ersten zu entbehren."

Bei ihrer großen Selbstlosigkeit, welche von Kindheit an ein Zug in Adriennens Charakter gewesen, wollte sie nicht zugeben, daß ihren Brüdern ihre Krankheit mitgetheilt werde, man dürfe ihr Vergnügen nicht stören, sie nicht früher zurückrufen, meinte sie.

„Ich habe sie gerade so lieb, ob sie nah oder fern sind, und ich möchte, daß sie sich meiner mit Freuden und nicht mit Schmerzen erinnerten. Wenn sie nur wiederkommen, daß ich ihnen noch Lebewohl sagen kann — das möchte ich gern."

In der ruhigsten und selbstverständlichsten Weise und nur besorgt, so wenig als möglich Mühsal zu verursachen, bereitete sich Adrienne auf ihren Tod vor.

War ihre Mutter auch darauf vorbereitet? Ich kann es nicht sagen. Zuweilen dachte Bridget, es sei so, sie sehe das nahe Scheiden des theuren Kindes und es mache sie halb wahnsinnig, durch ihren Gatten, dessen Zustand sich nicht geändert, von Adrienne so fern gehalten zu werden, bei der sie so gern jede Minute zugebracht. Dann wieder sprach sie, als sei sie ganz blind

für die Zukunft, von den Winteranzügen, welche sie für ihre drei Töchter anschaffen müsse, oder sie entwarf mit dem größten Eifer schon Monate vorher alle Pläne für die Weihnachtsfeierlichkeiten und alle die Geschenke, welche Adrienne ihren Armen machen sollte, die schaarenweise herbeikamen, nach ihrem „guten Engel“ sich zu erkundigen und ihm kleine Gaben aller Art zu bringen.

„Sieh, welch ein Segen im Reichthum liegt!“ sagte Lady de Bougainville oft. „In Ditschley fürchtete ich mich vor dem Weihnachtsfest, weil wir so arm waren und Niemand eine Gabe reichen konnten; jetzt vermögen wir es in weiter Ausdehnung. O, wie wir es Alle genießen und uns erfreuen werden!“

Adrienne widersprach ihr niemals und ging in ihre Pläne ein, als wenn sie selbst noch Alles theilen werde; nur zuweilen, wenn Lady de Bougainville das Zimmer verlassen hatte, sagte sie seufzend:

„Arme, arme Mama!“

Doch würde es ein Irrthum sein, anzunehmen, Adriennens Krankheit wäre durchaus und allein eine Zeit des Elendes gewesen. Das ist weder Krankheit, noch der Tod, außer wenn der Leidende selbst dazu beiträgt. Nach und nach kam über den ganzen Hausstand die wundervolle Ruhe und Befriedigung, die Adrienne im Sterben fand. Die Blätter, welche fielen, die Blumen, die da welkten, konnten nicht in einem sonnigeren Frieden dahingehen, als das junge sterbende Mädchen.

„Ich werde nie wieder aufstehen, doch vielleicht lebe

ich noch ein paar Monate; ich möchte schon gern noch ein Weilchen bei Euch bleiben, wenn ich Euch nur nicht so viel Mühe machte."

Damit konnte sie nur ihre eigenen Leiden meinen, welche oft sehr groß waren, heftiger als irgend Einer außer Bridget wußte. Die gute, treue Wärterin bei dem sterbenden geliebten Kinde, die Gattin bei dem kranken Manne, sie theilten Beide ihre Sorgen und verschwiegen sich auch wieder einen Theil derselben, und gaben sich Mühe, in dieser traurigen Zeit das Haus doch etwas zu erheitern, um Gabriele und Katharine, welche nun so ganz allein und verlassen waren. Mehr und mehr fühlte Jeder in Brierley Hall die Oede und Leere und sehnte sich nach der Rückkehr der Knaben, aber ebenso wurde diese gefürchtet. Was würden sie zu der sterbenden Schwester sagen?

Eines Tages, als der schöne Herbst plötzlich zu einem frühzeitigen Winter übergegangen, zog Adrienne der Mutter Antlitz zu dem ihrigen nieder, über das eine auffallende Veränderung gekommen, und sagte leise:

„Schreibe meinen Brüdern, daß sie heimkehren."

So schrieb Lady de Bougainville einen Brief, in dem sie zum ersten Mal ihren Söhnen etwas von der Wahrheit mittheilte, und wie diese ihnen auf Adriennens Wunsch so lange vorenthalten geblieben.

„Kehrt schnell heim!" schrieb sie (ich habe den Brief selbst gelesen, denn er ward ihr zurückgeschickt und nach Jahren unter ihren Papieren gefunden). „Kommt, meine Söhne, obgleich Euere frohen Tage vorüber sind und Ihr in ein Haus der Trauer kommt. Ihr habt

nie Trauer und Kummer gekannt, jetzt aber vermag Euch Eure Mutter nicht mehr davor zu schützen. Kehrt zurück, denn ich brauche Euch. Mein Herz ist dem Brechen nahe. Mir ist, als könnte ich kaum einen Tag länger leben ohne den Trost, der mir in meinen drei theueren Knaben erwächst."

Das dachte sie damals und schrieb es nieder. Wie wunderbar war es, das nach Jahren zu lesen.

Nachdem der Brief abgeschickt war, schien es, als wenn Adrienne von Neuem etwas auflebte. Es war in der Mitte des September.

„Am ersten October sind sie hier, Mama," sagte Adrienne zuversichtlich. „Cäsar bricht nie sein Wort. Er wird mich zwar nicht auf den Stufen der Halle finden, wie Du ihm versprachest, Mama, aber er wird mich finden, das fühle ich. Ich werde sie Alle noch einmal wiedersehen — und dann —" Dann??

In dieser Nacht, da die Mutter wieder von ihrem sanften, heiteren Kinde fortmußte, um bei Sir Edward in dem düsteren Schlafzimmer zu wachen, das er mit einem mächtigen Katafalk von einem Bett und hohen Spiegeln hatte ausstatten lassen — in dieser Nacht, in diesem Zimmer, wo der Segen ehelicher Einsamkeit zu einem tief verschwiegenen Elende geworden war, dachte Lady de Bougainville zum ersten Male recht tief und ernst über jene Welt nach, in die Adrienne — ob in Tagen oder Stunden — so furchtlos ging.

Möglich, daß durch den Schatten, welcher über so viele ihrer Erdenfreuden gefallen war, und durch die Leere, die selbst der Reichthum nicht ausfüllen konnte,

Josephinens Gemüth noch gerade geeignet und vorbereitet ward für das, was ihr bevorstand. Oder vielleicht war ihr an diesem denkwürdigen Tage — sie vergaß ihn nie — die unsichtbare Welt näher, als sie wußte. Lange saß sie, nachdem ihr Mann schon schlief, beim Kaminfeuer — saß und dachte und sann, bis es ihr schien, als seien noch Andere außer ihr in dem Zimmer, und die Portraits ihrer Kinder, welche an den Wänden hingen, folgten ihr mit den Augen all überall hin. Es kam eine wunderbare Ruhe über sie, obgleich sie wußte, daß ihre Tochter im Sterben war.

Wir erkennen nie, wie uns diese Art Dinge gelehrt werden, noch wer sie uns lehrt, aber denen, welche an eine Geisterwelt glauben, kommen oft wunderbare, unerklärliche Einflüsse. Haben wir aber auch unsere Lehre unbewußt empfangen, wir haben sie gelernt, und wenn die Zeit kommt, sind wir bereit.

Es war Ende September, ich glaube am 29., als die Times dem ganzen England in einem kurzen Bericht eine jener Tragödien aus dem wirklichen Leben mittheilte, welche uns zuweilen mehr angreifen, als ein Erdbeben oder ein noch ausgedehnteres Unglück. Wir fragen uns wohl beim Lesen, wie wir fühlen würden, wenn wir von solchem Leide betroffen wären.

An diesem 29. September rief mancher würdige Familienvater, der bei seinem Frühstück seine Zeitung las, plötzlich aus: „Wie schrecklich!“ Und dann las er seiner Frau oder den Kindern den Vorfall vor — nicht ohne einige weisen Randbemerkungen über die Gefahr der Alpenexpeditionen und des Reisens überhaupt —

der einige schweizer Touristen auf dem Urner See beim Ueberfahren von Bauen nach Tell's Kapelle betroffen hatte. Sie hätten in dem gefüllten Boot ein Segel aufgezogen, und einer jener plötzlichen Windstöße, welche von den Bergen niedersausen und den Theil des Vierwaldstätter See's zu einem der gefährlichsten machen, hätte das Boot erfaßt und umgeworfen. Zwei der Insassen, englische Studenten, Namens Bourgoyen, wären ertrunken.

Etwas tiefer stand ein eingehenderer Bericht von einem Correspondenten. Er erzählte, das Boot habe nur fünf Personen enthalten, drei junge Männer mit ihrem älteren Lehrer und dem Schiffer. Die beiden letzten hätten sich durch Schwimmen gerettet und wären nicht weit von Bauen ans Land gezogen, doch die drei Brüder wären nach vergeblichen Versuchen, einander beizustehen, untergegangen. Ihr Name sei nicht Bourgoyen, sondern de Bougainville und sie gehörten einer reichen englischen Familie an.

Vor dreißig Jahren gab es noch keine electrischen Telegraphen und selbst auf die Post vom Festlande her war noch nicht rechter Verlaß. Die Couriere der Times überholten sie oft und es erschienen dort manche Nachrichten früher, als sie den Betheiligten zugingen. So kam es, daß sie, welche an dem Morgen von mancher englischen Matrone bedauert worden war, — wenn nämlich die Mutter dieser drei Jünglinge noch lebte — so kam es, daß sie diese furchtbare Nachricht ohne eine Ahnung oder Vorbereitung traf. Josephine las sie mit ihren eigenen Augen in den Spalten der Times.

Sir Edward's noch einziges Interesse an den Dingen der Außenwelt bestand in dem täglichen Lesen der Zeitung, oder besser in dem Anhören, denn Josephine las sie ihm vor und er lauschte gern auf ihre etwas tiefe, angenehme Stimme. Ob er viel von dem Gehörten begriff, ist wohl zweifelhaft. Auch Lady de Bougainville las gern, freilich oft ohne zu wissen, was sie las, denn sie dachte meist an andere Dinge; aber es gingen doch ein paar Stunden des schrecklichen Tages damit vorüber. Auch an diesem Morgen dachte sie während der Lectüre an ihre Söhne, und ob sie wohl eine stürmische Ueberfahrt von Calais gehabt, denn der Wind hatte in der Nacht arg um Brierley Hall geheult. Nicht daß sie sich ängstigte, ihr kam auch nicht der Gedanke an einen Unfall, dergleichen war in ihrem Leben noch nie vorgekommen. Obgleich noch keine Antwort auf ihren Brief eingetroffen war, so ängstigte sie sich doch nicht im Geringsten um ihre Söhne. Sie würden schon zu rechter Zeit und gesund wiederkehren; denn alle ihre Kinder, außer Adriennen, hatten der Mutter vortreffliche Constitution geerbt. Noch an demselben Morgen hatte sie zu Bridget auf deren Erkundigung gesagt:

„Ich danke Dir, ich bin wohl, immer wohl. Ich glaube, mich könnte nichts tödten."

Josephine hatte soeben die Leitartikel beendet und wandte sich zu den politischen Artikeln — es war ja ganz gleichgültig, was sie las — als der schreckliche Paragraph ihr in die Augen fiel. Vielleicht hätte sie kaum darauf geachtet, so waren ihre Gedanken beschäftigt,

wenn nicht das Wort „Schweiz" sie gefesselt, da es sie an ihre Söhne erinnerte. Sie hielt im Lesen inne, um den Artikel für sich zu überfliegen, sie las ihn ein — zwei — drei Mal, ehe sie ihn nur begriff. Als sie das Furchtbare gefaßt, gaben sowohl ihr starker Geist wie ihr kräftiger Körper nach. Mit einem wilden Angstschrei warf sie ihre Arme über den Kopf und fiel dann wie todt zur Erde nieder.

Selten betrat Jemand Sir Edward's Zimmer. Zuweilen vergingen Tage, ehe selbst die jüngeren Töchter hingeschickt wurden, Papa guten Morgen oder gute Nacht zu sagen, und seit Wochen hatte Adrienne ihren Vater nicht gesehen. Er erkundigte sich nie nach ihr, schien sich kaum ihres Zustandes zu erinnern, außer wenn er sich über der Mutter Weilen bei ihr beklagte. Nach dem Morgenbesuch bei ihrem kranken Kinde kam es oft vor, daß Lady de Bougainville den ganzen Vormittag bei dem Gatten blieb, daß Niemand daran dachte sie zu vermissen oder nach ihr zu fragen. An diesem Tage aber hatte Bridget unter den angekommenen Briefen einen fremdländischen bemerkt, der nicht die Handschrift von einem der Söhne trug. Sie wollte ihn selbst ihrer Herrin bringen, um der armen Adrienne, welche an diesem Tage sehr schwach war, desto früher die freudige Nachricht von der Brüder Wiederkehr mitzutheilen.

Bridget klopfte mehrere Male an die Thür, doch Niemand antwortete. Im höchsten Schreck riß sie die Doppelthüren von grünem Fries auf, welche von diesem Zimmer jedes Geräusch fern hielten, und trat ein. Der Anblick, der sich ihr bot, schien ihr eine gräßliche

Möglichkeit zu bestätigen, die sie keinem Sterblichen zu vertrauen gewagt, die sie aber Tag und Nacht verfolgt hatte.

Sir Edward saß da, während seines Weibes Haupt auf seinen Knieen ruhte; sie lag regungslos, als sei sie getödtet, und er streichelte abwechselnd mit leisem Gestöhn ihr Haar und ihre Hände.

„Bridget kommt her! Sagt mir, was ihr fehlt! Ich habe ihr nichts zu Leide gethan, gewiß nicht; ich sagte ihr nicht einmal ein böses Wort. Sie las die Zeitung ganz ruhig, als sie plötzlich niederstürzte, als ob sie erschossen wäre. Ist sie denn todt? dann werden die Menschen sagen, ich hätte sie getödtet. Nehmt sie mir ab, Bridget, denn ich muß fortlaufen und mich verbergen."

Er schob das Haupt der Regungslosen von seinem Schooß nach Bridgets und diese Berührung rief ein Zeichen wiederkehrenden Lebens in der unglücklichen Mutter hervor.

Josephine hatte in dem letzten Briefe an ihren Sohn, ohne daß dieser ihn mehr erreichte, gesagt, daß ihr Herz dem Brechen nahe sei. Doch gehörte sie nicht zu denen, deren Herzen brachen.

Sie öffnete ihre Augen, richtete sich empor und schaute mit einem wilden Blick um sich.

„Etwas ist geschehen. Ist Adrienne todt?" Da sah sie die Zeitung am Boden liegen und rief mit einem Jammerschrei: „Ach nein, es sind meine Knaben — meine drei Söhne sind todt, im See ertrunken, wie die Zeitung meldet."

„Solche Blätter bringen nicht immer wahre Berichte," rief Bridget, und trotz ihres Schreckens dachte sie an den Brief. Beide Frauen erbrachen und lasen ihn, jedes Wort buchstabirend.

Er brachte die Bestätigung. Vielleicht war es gut, daß sie kam, ehe noch wieder ein Hoffnungsschimmer aufgeblitzt.

Ja, ihre drei schönen, gesunden Söhne waren todt — im See ertrunken. Ehe dieser Brief des Lehrers geschrieben war, hatte man die Leichen gefunden, recognoscirt und begraben. Die halbe Einwohnerschaft von Bauen und viele Engländer, die meilenweit dazu gekommen, hatten sie zu Grabe geleitet. Die drei Brüder schliefen neben einander auf einem kleinen abgelegenen Kirchhofe in der Schweiz, und der Name der de Bougainville war erloschen.

Den furchtbaren Schlag gleich ganz und in seinen Folgen zu fassen, war unmöglich. Josephine that es nicht, ihr Verstand würde sie verlassen haben. Glaubte doch Bridget während einiger Stunden, sie sei wahnsinnig geworden. Freilich ward sie nicht wieder ohnmächtig, noch besinnungslos; aber sie schritt unaufhörlich im Zimmer auf und nieder und rief ihre Söhne einen nach dem anderen beim Namen, dann auf ihre Kniee fallend, rief sie Gott an.

Es war eine furchtbare Seelenangst, die sie peinigte, ein Schmerzenssturm, dem sie fast zu erliegen drohte; um so mehr, als ihr ja von Niemand Hülfe kommen konnte. Die treue Dienerin beobachtete sie voll Schrecken, wagte aber keinen Trost zu bieten, und Sir

Edward war in eine Ecke des Zimmers geflohen und rief unter klagendem Gestöhn:

„Josephine! sei doch ruhig, bitte, sei ruhig!“

Zuerst nahm sie keine Notiz von ihm, als sie ihn aber plötzlich bemerkte, ging sie, von einem schnellen Impulse vielleicht auch von der Hoffnung Trost zu erhalten oder zu spenden getrieben, auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und legte ihr Haupt auf seine Schulter.

„Edward, mein theurer Gatte!“ rief sie mit klagendem Ton. „Edward, unsere Söhne sind todt. Verstehst Du mich? Todt — alle todt. Du wirst keinen von ihnen wiedersehen.“

Er streichelte ihre Wangen und küßte sie mit seinem nichtssagenden Lächeln.

„So, ich wußte ja, daß Du bald ruhig werden würdest. Weine nicht, Josephine, ich kann Dich nicht weinen sehen! Was sprachst Du von den Knaben? Todt? Unsinn! Sie sollen ja heute zurückkehren. Bridget! klingelt und fragt, ob die jungen Herren angekommen sind.“

Josephine erhob sich, löste ihre Arme vom Halse ihres Mannes und sah ihn lange an. Dann wandte sie sich ab, und stand in der Mitte des Zimmers stumm und regungslos, wie ein Fels; während all die Wogen ihres Elendes sie umrauschten.

„Mylady!“ sagte Bridget endlich, sie sanft berührend.

„Nun?“

„Ich muß gehen. Ich kann Fräulein Adrienne nicht länger verlassen.“

„Adrienne?“

Und der Mutter Herz wandte sich plötzlich — was wohl Bridget beabsichtigt — von den todten Söhnen zu der noch lebenden Tochter.

„Fräulein Adrienne wird immer schwächer.“

„Du meinst, sie ist im Sterben.“

Lady de Bougainville sprach das letzte Wort so ruhig, als ob sie es lange erwartet und es ganz schmerzlos für sie sei. Bridget glaubte, ihrer Herrin Verstand habe doch gelitten, aber sie sah so vernünftig aus und lächelte sogar, als sie ihrer Dienerin Hand drückte.

„Aengstige Dich nicht, Bridget, ich bin wieder ganz ich selbst. Ich dachte daran, wie Adrienne ihre Brüder liebte. Ich weiß nicht, wo sie jetzt sind“ — und der wilde starre Blick kam wieder — „doch wo sie auch weilen mögen, sie wird bald bei ihnen sein. Weshalb sollen wir ihr da ihren Tod mittheilen?“

„Mylady! das können Sie nicht ertragen!“ rief Bridget in Thränen ausbrechend. „Bei ihr zu sein noch heute und morgen, denn sie sagt, sie will bis zum ersten October leben, und zu hören, wie sie so schön von den Brüdern und von Ihnen spricht — das können Sie nicht ertragen.“

„Wenn meinem Kinde dadurch eine Erleichterung erwüchse, könnte ich es doch. Laß uns versuchen!“

Ohne mehr zu sagen ging Josephine und wusch ihr Antlitz, ordnete ihr langes graues Haar, das sich in ihrer Ohnmacht gelöst und stand bald wieder ganz wie sonst, sauber und hübsch, mit einem ruhigen, fast lächelnden Gesicht vor Bridget.

„Sieh mich jetzt an! Würdest Du noch glauben, daß mich so Schweres getroffen?“

„Nein, nein!“ rief Bridget schluchzend, während sie ihr volles, warmes Herz bezwang, das fast vor Gram brechen wollte. Als sie aber ihre Herrin ansah, konnte sie nicht weinen, sie fühlte sich beschämt.

Lady de Bougainville nahm die Hand ihrer alten Dienerin und sagte fest:

„Du kannst Dich auf mich verlassen, gerade so, wie ich Dir traue, Bridget. Nun geh und sage meiner Tochter, daß ihre Mutter kommt.“

Nach einigen Minuten trat sie dort ein. Diesen Tag und den nächsten war sie um ihr sterbendes Kind beschäftigt, — ihre Zeit zwischen Adrienne und ihrem Manne theilend, denn Sir Edward hatte sich als „sehr krank“ zu Bett gelegt und ließ seine Frau alle zehn Minuten rufen — doch weder durch Wort noch Blick verrieth sie den großen Schmerz, der über sie und die Familie gekommen.

Adrienne sagte oft in diesen beiden Tagen: „Mama, ich bin Dir solche Bürde!“ aber dem war nicht so, ihr junges Leben blieb bis zum Ende ein Segen. Während der übrige Theil des Hauses verschlossen ward, und die Dienerschaft geräuschlos und erschrocken ihren Obliegenheiten nachging, in trauriger, feierlicher Stimmung durch das schwere Mißgeschick, welches die Familie befallen — war in Adriennens Zimmer Alles Ruhe und Friede. Während in allen anderen Stuben die Läden geschlossen, die Vorhänge niedergelassen waren, fiel dort der sanfte gelbe Sonnenschein über das Bett der Kran-

ken, auf dem Adrienne ruhig wie ein Kind und fast so hübsch wie ein solches in ihrem kleidsamen Mützchen und Jäckchen lag. Sie schlief den festen Schlaf der Erschöpfung, welcher der Vorbote eines noch tieferen Schlummers, vor dem sie sich nicht fürchtete.

Nichts schien sie jetzt noch zu beunruhigen. Nur einmal sprach sie von ihren Brüdern.

„Mama, es bleiben noch vier und zwanzig Stunden.“ Sie meinte gewiß bis zum ersten October. „Wer weiß, ob ich so lange noch bei Euch bin.“

„Laß Dich das nicht grämen, Liebling.“

„Nein — wenigstens nicht sehr. Du wirst den Brüdern noch sagen, wie innig ich sie geliebt, und ich lasse sie bitten, recht gut und freundlich gegen Gabriele und Katharine zu sein. Aber sie werden es sein — sie waren immer so vorzügliche Knaben.“

„Immer — immer!“

Jetzt kam Bridget mit dem Vorschlage, die Mutter möchte sich ein Wenig niederlegen.

„Nein, sie muß ordentlich zu Bett gehen; sie sieht so erschöpft aus. Gute Nacht, Mama.“ Adrienne hielt ihr Gesichtchen empor um geküßt zu werden.

„Morgen früh kommst Du aber zuerst zu mir!“

„Ja, mein Kind.“

Sie schwankte hinaus und zwischen den Zimmern von ihrer Tochter und ihres Gatten fiel Josephine besinnungslos nieder, doch nur Bridget, die sie so fand, erfuhr es. —

Der Morgen mit dem Kuß der Mutter kam nicht mehr für Adrienne. In der Mitte der Nacht wurde

Bridget, welche erschöpft an ihrer Seite in Schlummer gesunken, durch eine leise Berührung geweckt.

„Liebe Bridget, mir ist so sonderbar. Was mag es sein? Der Tod? Nein, nein, — wecke meine Mutter nicht, wenigstens noch nicht, sie war so müde!"

Die Mutter wurde nicht geweckt; denn in einigen Minuten, während welcher Bridget sich nicht zu rühren wagte, starb Adrienne sanft und ruhig, wie ein Kind, mit ihren Köpfchen an der Wärterin Schulter ruhend, während die kleine Hand in der ihrigen lag. —

Wie ich schon vorhin bemerkte, ich weiß kaum, wie ich die Vorgänge, welche so rasch auf einander folgten, recht glaublich machen soll; wurde durch sie doch Brierley Hall in einem Paar Monaten zu einem leeren, kinderlosen Hause. Und doch ging Alles natürlich zu in einer Reihenfolge von Umständen, wie sie zuweilen gerade eine Familie treffen, welche lange nicht oder noch nie den Tod unter ihren Gliedern sah.

Während Adriennens Krankheit herrschte im Dorfe Brierley das Scharlachfieber und zwar in der bösartigsten, ansteckendsten Form. Entweder hatte Lady de Bougainville nichts davon gehört, oder es in ihrem tiefen Jammer nicht beachtet. Als vor dem Begräbniß eine große Anzahl von Adriennens Armen — Eltern und Kinder — kamen und um die Erlaubniß baten, das liebe Antlitz ihrer Wohlthäterin noch einmal zu sehen, gab die Mutter diese; ja sie ordnete sogar an, daß die Freunde ihres Kindes bewirthet werden sollten, obgleich es ein Haus der Trauer war. Sie kamen, um den

Tod zu sehen und brachten ihn von Neuem mit. Das Fieber, welches im Dorfe im Abnehmen war, zog in's Schloß ein. Zuerst erkrankte ein Mädchen, welches die jungen Damen bediente, dann diese selbst. Die Krankheit war von der schlimmsten Art und machte rasende Fortschritte. Fast ehe die Mutter die Gefahr ihrer Kinder begriffen hatte, waren Gabriele und Katharine schon ihren vorangegangenen Geschwistern in das unbekannte Land gefolgt. Sie starben nur wenige Stunden nacheinander und wurden an demselben Tage beerdigt. —

„Wie können Sie leben?“ sagten Dr. Waters und Herr Langhorne, als sie vom Begräbniß der beiden jungen Mädchen zurückkamen, die sie an Stelle des Vaters zu Grabe geleitet. „Wie werden sie noch weiter zu leben vermögen?“ Und die beiden Greise weinten wie die Kinder.

„Ich muß leben,“ antwortete Josephine, ohne daß eine Thräne über ihr starres Angesicht rollte. „Blicken Sie nach ihm!“ Sie deutete auf ihren Mann, der am Fenster stand in seine Lieblingsbeschäftigung, Fliegen zu fangen, vertieft, und die letzte, einsame Fliege haschte. „Sie sehen, ich muß noch ein Weilchen länger leben.“

Ja, sie lebte und zwar bis sie, wie ich sie einst sagen hörte und die Worte sind mir ein Segen geworden, bis sie dahin kam, sich des Lebens zu „freuen.“

Bis dahin verging aber eine lange, lange Zeit. Monate und Jahre hindurch verbrachte die verlassene kinderlose Mutter in einem Zustande, der kaum Leben zu nennen war. Ich wage ihn nicht zu beschreiben, ich will

es nicht; aber viele Menschen mögen ihn gekannt haben, diesen Zustand, in welchem Alles ringsumher uns wie eine künstliche Ausstellung oder Aufführung erscheint, zwischen der hindurch wir uns gleich Automaten bewegen und unsere täglichen Obliegenheiten peinlich scrupulös erfüllen. Wir essen, trinken, schlafen, antworten, wenn wir gefragt werden, lächeln vielleicht sogar, wenn man uns anlächelt, doch sind wir, was die fröhliche, warme, Vergnügen spendende und suchende Welt betrifft, nicht mehr lebend, als die todten Körper, welche wir soeben begraben haben und mit denen unser eigentliches Leben in's Grab gesunken ist.

So stand es um diese arme, kinderlose Mutter, welche in dem großen, leeren Hause allein blieb, oder schlimmer, als allein.

Wie tief Sir Edward den Tod seiner Kinder fühlte, oder ob er sie überhaupt vermißte, war unmöglich zu bestimmen. Aeußerlich schien ihr Verlust ihn wenig berührt zu haben, außer daß er zuweilen seinem Entzücken Raum und Worte gab, seiner Gattin Gesellschaft immer zu genießen, sie ganz „für sich selbst" zu haben.

Er hatte sie sehr lieb, das war außer Zweifel, lieber als je, wie es schien; und zu ihrem Heile zeigte er sich weniger anspruchsvoll, sie vermochte leichter mit ihm fertig zu werden. Seine Anfälle von Heftigkeit und Widersetzlichkeit hörten auf, und sie hatte vollkommene Gewalt über ihn. Sein angeborenes leichtes und zufriedenes Temperament war in dem zurückgezogenen Leben wiedergekehrt; keine Versuchungen der Welt konnten ihn treffen, so daß Josephinens frühere Aengstlichkeit in

Betreff der Unklugheit oder des Leichtsinnes ihres Gatten für immer beruhigt war. Er widersprach ihr niemals mehr, sie konnte in dem Hause und außerhalb desselben Alles nach ihrem Ermessen einrichten; er war zufrieden, wenn er nur immer bei seiner Frau weilte und von Tag zu Tag ein Leben weiterführte, das so inhaltleer und harmlos, wie das eines Kindes, war. Er war niemals entschieden verrückt, nur schwachsinnig, kindisch geworden, so daß er keiner Zwangsmaßregeln bedurfte; und die Unabhängigkeit, in welcher seine Frau in Beziehung auf alle Geschäfte dastand, verhinderte auch die Nothwendigkeit seinen Zustand bekannt werden zu lassen. Niemand der Fernstehenden sah oder drang in die Geheimnisse der traurigen Krankheit von Sir Edward.

Das einsame Paar blieb in Brierley Hall, der Kranke konnte und wollte nicht reisen und Lady de Bougainville war froh darüber. Wenn sie einen Wunsch in ihrem erstarrten Herzen barg, so war es der, jeden Morgen, wenn sie aufgestanden, den trüben vorliegenden Tag wenigstens damit zu beginnen, daß sie die Sonne auf den hohen Thurm der Kirche von Brierley scheinen sah, in deren Schatten ihre drei Töchter ruhten und später auch ihre Söhne; nach einigen Jahren wurden sie aus der Schweiz heimgeholt und dort auch gebettet, so daß ihre sechs Kinder zusammen unter den honigduftenden, von Bienen umschwärmten Linden ruhten, welche den Kirchhof von Brierley so schön und in der Gegend berühmt machen.

In den ersten Jahren ihrer Vereinsamung hatte sich

Lady de Bougainville von Oldham Court getrennt nach den Bedingungen aus dem Testament des Rectors. Sie verkaufte das Besitzthum, doch keinem Fremden, denn eine nicht mehr geahnte Möglichkeit hatte sich erfüllt. Lady Emma Lascelles — die Nichte des alten Herrn Oldham — lebte unter der sorgsamen, liebevollen Pflege noch einige Jahre und hinterließ, als sie starb, einen Sohn, (ihr Herzenswunsch ward noch erfüllt!) für den sein Vater das Familiengut wiedererstand, und der seiner Zeit Herr Oldham von Oldham Court wurde. Als Lady de Bougainville es hörte, lächelte sie und sagte freundlich: „Es ist gut!" Aber sie sah den Ort nicht wieder und drückte nie den Wunsch aus, es zu thun. Von jener Zeit an war sie nie weit von Brierley Hall entfernt, schlief nie eine Nacht in einem anderen, als ihrem eigenen Hause.

Sie lebte dort mit Sir Edward in vollständiger Abgeschlossenheit. Kein Gast überschritt die Schwelle ihres herrlichen Hauses, sie hatten Park und Garten ganz zu ihrer eigenen Benutzung. Im Sommer waren sie meist im Freien, es unterhielt Sir Edward; und da Niemand gegenwärtig war, dem man nöthig gehabt seine Schwächen zu verbergen, so ließ seine Frau ihn thun und herumwandern, wie es ihm gefiel. Er folgte ihr, wie ein treuer Hund und blieb er eine Minute allein, so jammerte er nach ihr, wie ein Kind. Seine gänzliche Abhängigkeit von ihr war vielleicht ein Balsam für ihr leeres vereinsamtes Herz. Wenigstens dachte Bridget dies.

Es war nöthig. In der öden Einförmigkeit und

Leere ihrer Tage, in denen es nichts zu hoffen, nichts zu fürchten oder zu thun gab, in der erzwungenen Selbstbeherrschung ihres Kummers und in der beständigen Gesellschaft eines Schwachsinnigen hätte Josephinens eigener Verstand sein richtiges Gleichgewicht verlieren können. Sie pflegte oft wunderbare Phantasieen zu haben, sie hörte die Stimmen ihrer Kinder in dem öden Hause und sah sie Nachts sich in den Zimmern herumbewegen. Stundenlang saß sie regungslos wie eine Bildsäule, wobei ihre jetzt immer müßigen Hände im Schooße ruhten. Sie lebte in Gedanken die Vergangenheit noch einmal durch, die einstige Existenz in Ditschley; es war ihr, als müsse sie zu dem kleinen Landhause, in dem sie so tapfer mit Armuth und Sorgen gekämpft, zurückgehen und Alles dort unverändert, all die lieben Kinder wiederfinden. Wenn dann Bridget, die sich so nahe bei ihrer geliebten Herrin hielt, als Sir Edwards Gegenwart es gestattete, sie in diesem Träumen störte, wußte Lady de Bougainville kaum, welches die Wirklichkeit war, ob sie lebte und ihre Kinder todt waren, oder ob sie schon von ihnen geschieden und jene noch auf Erden wandelten.

Eine neue Sorge schreckte sie dann oft aus dieser Versunkenheit auf. Bei der langsam fortschreitenden Krankheit nahm Sir Edwards Gemüth eine neue Richtung an. Die große Todesfurcht, welche er stets gehabt, wurde jetzt seine einzige ihn unabläßig quälende Idee. Das kleinste Leiden erfüllte ihn mit einem furchtbaren Schrecken, weil er stets den Tod dahinter lauern sah. Jede Tröstung der Religion erwies sich als nutzlos.

Seine einstigen Lehren halfen ihm nichts; ja er wurde sogar unsicher, ob er, wie er früher so selbstgefällig überzeugt war, zu den „Erwählten" gehöre; und der Gedanke an Sterben und das Verlassen einer behaglichen Welt, um in eine zu gehen, die er nicht kannte, und die er trotz seiner einst so poetischen Reden von der kommenden Herrlichkeit doch fürchtete, erfüllte ihn mit Entsetzen. Dies war das schlimmste Stadium seiner Krankheit. Er glaubte sich zur ewigen Verdammniß verurtheilt und das schöne so wohl arrangirte „Schema der Errettung," das er einst so geläufig darlegte, als sei es nur ein mathematisches Problem und er verstehe es ganz genau, es erlosch in seinem verwirrten Sinn; es blieb nur ein Schreckbild von dem Vater, wie jene Prediger, zu denen er gehörte, ihn darstellen, als einen furchtbaren Gott, der alle seine Geschöpfe, welche seine Gnade nicht annehmen können oder wollen, in die Hölle verdammt, die er gemacht hat. Denn dies, um klar zu sprechen — der Himmel verhüte, daß ich profaniren sollte! — ist die schauerliche Lehre, welche solche sich Christen Nennende vertheidigen, und wunderbar, selbst wahre und es ernstmeinende Christen, liebreich und gütig, mitleidig und gerecht, die um keine Welt handeln würden wie der Gott, an den sie glauben. Dieses Geheimniß können wir nur dadurch lösen, indem wir hoffen, daß unter der äußeren Verderbniß doch eine unzerstörbare Göttlichkeit in der Menschennatur liegt, welche sie unabhängig vom schrecklichsten Glauben macht.

Sir Edwards Religion war die des Kopfes, nicht die des Herzens gewesen, ein todter Glaube und nichts

mehr. Als er in den Tagen seiner Leiden sich darauf stützen wollte, zerbrach er, wie ein morsches Reis. Sein schwacher gestörter Geist schwankte da und dorthin in peinlicher Ungewißheit und er hing sich an seine Frau mit einer Verzweiflung, die zu sehen schmerzlich war. „Verlaß mich nicht! nicht eine Minute!" so flehte er während der trübseligen Tage und endlosen Nächte. „Und bete für mich — höre nicht auf mit Beten, damit ich noch nicht sterbe, ich möchte noch leben."

Armer Elender! als ob er in Dem, der Leben gab und nahm, dem Allmächtigen wie Gütigen, nur einen rächenden Dämon sah, niedriger stehend, als selbst der Gott, den er nach seiner kleinlichen materiellen Auffassung so beredt geschildert und dem er so patronisirend gedient hatte. Zu jener Zeit müßte Josephine abtrünnig, oder eine Atheistin geworden sein, wenn sie nicht ihre sechs Kinder gehabt hätte an sie zu denken, ihre so liebenden und geliebten Kinder, die Gott ihr nicht im Aerger genommen haben konnte; als der erste furchtbarste Schmerz über ihren Tod vorüber war, begannen sie wieder in ihr und um sie her zu leben und flüsterten ihr gleich sie begleitenden Engeln zu: „Gott ist gütig, mild und liebreich!" Ohne diesen Schutz hätte sie damals verloren gehen können.

Jetzt rief sie der Anblick dieser geängstigten Seele, die doch noch genug Bewußtsein besaß ihres eigenen Elendes inne zu sein, zu einem festen, kühnen und eifrigen Suchen religiöser Wahrheit auf, so weit nämlich als ein sterbliches Geschöpf diese zu finden vermag. Und sie fand sie — durch welche Mittel ist hier nutz-

los zu berichten, es würde auch keinem Menschen etwas helfen, denn ein Jeder muß sich die Wahrheit selbst suchen. Aus der unhaltbaren Verneinung, zu welcher ihres Mannes Gemüthszustand führte, kam über sie die lebendige Bejahung, die einzige mögliche Alternative für solch eine Seele, wie sie Gott ihr gegeben; eine Seele, die nach Ihm dürstet, nicht ohne Ihn sein kann, und eifrig bemüht ist Ihn zu kennen, Ihm zu dienen, wenn Er ihr nur den Weg zeigen will; die aber, ob Er sich ihr offenbaret oder nicht, Ihn doch immer liebt; und diese Liebe ist die sicherste Bestätigung Seiner eigenen Liebe.

Ich behaupte nicht, daß Lady de Bougainville je eine „orthodoxe" Christin war; ja sehr verschieden von den meisten Christen wagte sie nicht einmal zu bestimmen, wer eigentlich rechtgläubig sei; aber sie ward eine Christin im Glauben, im Leben und selbst in den äußerlichen Formeln, während ihre Seele immer friedlicher wurde. Durch die Wolken und die Dunkelheit, in welcher Er sich verhüllte, hatte sie Gott gesehen, Gott in Christus offenbaret, und sie war befriedigt.

„Es ist wunderbar," sagte sie zu Bridget, wenn sie nun einmal freie Luft zu schöpfen aus der Atmosphäre religiöser Verzweiflung trat, die Sir Edward umgab — „wunderbar, die Düsterheit scheint mein Licht heller brennen zu lassen. Ich sprach wohl von jener Welt — wie wir alle thun — aber erst seit meine Lieblinge dort sind, glaube ich an sie und ein ewiges Leben."

Langsam und sanft bemühte sie sich, wenn eine bessere Zeit in seinen Leiden eintrat, auch ihrem Gatten

jene trostreiche Ueberzeugung beizubringen. Zuweilen schien es ihr zu gelingen; dann aber breiteten sich die Schatten der Angst wieder dichter um ihn. Doch ich kann und will nicht bei der Schilderung jener schrecklichen Zeit verweilen, wo Josephine die schwerste Lehre für ein Temperament gleich dem ihren empfing, ruhig und ohne Hoffnung dulden und ertragen zu müssen.

Von all den Gesängen, die ich singe, ist einer, den meine theure Lady de Bougainville am liebsten hörte, es ist die Arie aus Mendelssohns Oratorium Paulus: „Sei getreu bis in den Tod und ich will Dir die Krone des Lebens geben." Ich höre es nie mit seinen süßen klaren Tönen verhauchend in den Worten: „Sei getreu — sei getreu bis in den Tod" — ohne an sie zu denken. Sie war „getreu."

Sir Edward hatte lange gekränkelt; aber der Tod, den er so sehr gefürchtet, kam, ohne daß er es ahnte. Das alte Herzübel, welches ihm so sorgsam verborgen ward und Jahre lang schlummerte, bis seine Frau es beinahe selbst vergessen, trat wieder auf und schritt schneller vor, als das Gehirnleiden. Das war gut. Das letzte Ende des ausgesprochenen Blödsinnes, welchen die Aerzte erwartet und vor dem sie trotz alles ihres Muthes doch gebangt, würde nun nie eintreten.

Ihr Gatte erwachte in einer Nacht von seltsamen Empfindungen befallen und fragte wie damals Adrienne, doch mit wie anderem Gesicht: „Kann dies der Tod sein?"

Es war so, seine Frau erkannte es, und mußte es ihm sagen.

Ich will diese schauerliche Scene übergehen. Bridget

war Zeuge davon, bis auch sie von ihrer gütigen Gebieterin sanft hinausgeschoben ward, welche die Thür schloß und sie erst, als kein Alleinbleiben mehr möglich war, wieder öffnete.

Gegen Morgen ließen sowohl die körperlichen Leiden, wie die geistigen Qualen des Sterbenden etwas nach; doch blickte er seine Frau immer noch mit der hülfesuchenden Angst an, als könne sie, und sie allein ihn retten.

„Josephine!" bat er beständig, „komm näher, immer noch näher heran, halte mich fest! Behüte mich!"

Das will ich!" sagte sie und legte sich zu ihm aufs Bett, zu ihm, ihrem armen Gatten, dem einzigen von ihrer ganzen Familie, der ihr geblieben. Und sie betete sogar, daß Gott ihm das Leben noch ein Wenig verlängern möchte, da er es doch so innig wünschte, obgleich ihre Bürde nur noch vergrößert wurde. Trotzdem fühlte sie, es sei ein vergeblicher Wunsch, er mußte sterben, er rang schon mit dem Tode.

„Edward!" flüsterte sie liebevoll und faßte die schlaffe Hand fest, die vor mehr als dreißig Jahren ihr den Trauring an den Finger gesteckt hatte. „Edward, sei nicht bange; ich bin nahe bei Dir — bleibe bis zuletzt bei Dir."

„Ja — aber dann? Wohin gehe ich? Sage mir, wohin ich gehe! Oder besser, komm mit mir! Komm mit!"

„Ich wünschte, ich könnte es!" rief sie schluchzend. O, Edward, wie gern wollte ich mit Dir sterben!"

Dann bat sie ihn wieder, sich nicht zu ängstigen. „Bete: „Unser Vater!" Er ist unser Vater. Er wird

Dir nichts Schlimmes thun; er wird Dich nur lehren, obgleich ich nicht weiß auf welche Art. Edward — mein Gatte!" sie neigte sich näher an sein Ohr, weil der Todeskampf begann, und sich Schleier über seine Augen legten. „Es ist nichts zu fürchten, Gott ist gut!"

Als ihm die Sprache versagte, kniete Josephine am Bett nieder und wiederholte mit ihrer klaren, süßen Stimme: „Unser Vater, der Du bist im Himmel." Sie betete es bis zu Ende.

Die Worte, selbst dem schlichtesten Geist verständlich und doch so groß, daß nur der beste Glaube heranreicht, mochten von dem sterbenden Mann noch gehört worden sein. Der Kampf ließ nach und ein ruhiger Ausdruck, nicht unähnlich dem Adriennens, des einzigen seiner Kinder, das ihm ähnlich sah — verbreitete sich über sein Antlitz. In dem plötzlichen «Leuchten vor dem Tode,» das man so oft sieht, öffnete er seine Augen und richtete sie auf seine Gattin, fast mit dem Blick ihres jungen Geliebten, Edward Scanlan. Sie beugte sich nieder und küßte ihn, und während dieses Kusses schwebte er hinüber, dorthin, wo sie ihn nicht mehr „in Obhut" nehmen konnte.

Auch ich kann ihm nicht dahin folgen, will ihn nicht richten, den armen Sir Edward de Bougainville! —

Der Epilog.

Vielleicht wird Niemand ihn mehr lesen wollen; man mag sagen: „Der Vorhang ist gefallen, das Spiel ist aus. Nichts mehr.“

Aber das Spiel war noch nicht vorüber. Wer darf sagen: „Meine Arbeit ist gethan?“ ehe ihm nicht der Athem fehlt die Worte zu sprechen? Wenn es Gott gefiel, meiner theuren Lady de Bougainville nach einem trüben, stürmischen Leben einen freundlichen, sonnigen Abend zu geben, weshalb sollte ich es nicht erzählen? selbst wenn diese Berichte es erfordern, daß von meiner eigenen unbedeutenden Existenz mehr darin vorkommt, die eigentlich erst einen Werth erhielt, nachdem ich sie lieben lernte. Es gab einmal eine kleine Maus, welche die Maschen des Netzes eines gefangenen Löwen zernagte, und obgleich das winzige Ding niemals auf eine Heldenthat Anspruch machte, so glaube ich doch, daß es von da an ein sehr glückliches Geschöpfchen war.

Wo soll ich meine Erzählung aufnehmen? Vom Tage, als sie den Schlüssel des kleinen Koffers schloß, um schweigend die Schätze der Vergangenheit auf-

zubewahren? Ich that keine Fragen, sie gab keine Erklärungen; aber von dieser Stunde an erblühte zwischen uns eine unausgesprochene Zärtlichkeit, eine Sympathie, noch stärker, als man sie häufig zwischen Jugend und Alter findet, trotz der, nein vielleicht gerade wegen der Verschiedenheit zwischen ihnen. Verschiedenheit ohne Widersprüche, ohne Unvereinbarkeit ist vielleicht das größte Grundgesetz der harmonischen Natur; und zwei ganz verschiedene Menschen, welche demselben Ideal zustreben, werden besser zu einander passen, als manche, die ganz gleichartig erscheinen. Es ging mir mit Lady de Bougainville, als wenn ich einen großen Dichter las, der bei aller Erhabenheit so einfach war, daß ich ihn verstehen konnte; ich kam mir selbst besser und würdiger vor, indem ich sie in ihrer Größe begreifen konnte.

Werden nur die Liebesschwüre der Liebenden eingetragen? Ich denke nicht. Ich könnte von einem kleinen Mädchen erzählen, das die halbe Nacht wach lag und an Kalifen, Veziere, an kleine Koffer mit den Kleidchen todter Kinder dachte; und an den Ausspruch König Davids, daß bei Vernunft und Enthaltsamkeit das Leben vielleicht auf achtzig Jahre gebracht werden kann.

So blieben meiner angebeteten alten Dame und mir vielleicht noch zehn Jahre des Zusammenseins. Zehn Jahre, um ein stilles, einförmiges Leben, wie das meine, reich, fröhlich, glücklich zu machen, zehn Jahre, in denen eine mutterlose Waise einer Mutter von sechs todten Kindern eine Fülle zärtlicher, hingebender, anbetender Tochterliebe weihen konnte, um dafür vielleicht nichts zu empfangen. Doch was that das? Die Wonne lag

in der Pflicht, in dem Geben, nicht im Lohne; mehr in dem Gelübde und seiner Erfüllung, als in der Art, wie der Gegenstand dieser leidenschaftlichen Verehrung diese empfing. Die Zeit mußte dies Alles erst zeigen. In der Stille der Nacht, während das letzte Aufflackern des Kaminfeuers die hagere Gestalt Johannes des Täufers beleuchtete und während draußen auf dem Kirchhofe die Eule klagte, ward das Gelübde gethan. Und Gott sei Dank, ich habe es bis zu diesem Tage gehalten.

Als ich am Morgen um acht Uhr zum Frühstück herunter kam, saß meine gütige Wirthin schon am Tische und sprach zu einer sehr dicken Frau mit einem guten, doch sehr häßlichen Gesicht. Herrin und Dienerin waren, glaube ich, von gleichem Alter; doch sah die Erstere viel älter aus. In ihrem Verhalten zu einander lag auf der einen Seite jene ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit und auf der anderen ein freundschaftliches Vertrauen, das sogleich anzeigt, in welcher Stellung zwei Menschen beinahe ein Leben hindurch zu einander gestanden.

Lady de Bougainville blickte bei meinem Eintritt auf und begrüßte mich dann mit ihrem schönen Lächeln.

Ich begann dies Buch, indem ich ein Bild von ihr entwarf, wie sie mir zuerst erschien Seitdem versuchte ich sie in verschiedener Gestalt darzustellen; wird da das erste Portrait noch erkennbar sein? Wird man in der schönen, stattlichen Dame von siebenzig Jahren, die so ruhig an ihrem einsamen Frühstückstisch sitzt, die feurige Josephine Scanlan erkennen? Und wird man in dem lieben alten Antlitz, das noch so rosig und frisch ist, wie das eines jungen Mädchens — denn sie war eben

aus dem Garten gekommen — die Jahre des herzzernagenden Kummers, der Verzweiflung der kinderlosen Mutter und Witwe lesen, der Gott alle ihre Lieben genommen — alle! und sie allein übrig gelassen?

Wunderbar! höchst wunderbar! Zuweilen — Lady de Bougainville zeigte es mir an verschiedenen Lorbeerbäumen in ihrem Garten — wenn ein gesunder Baum vom Frost getroffen wird und nur ein Wenig Leben behält, wird er wieder ausschlagen und wenn auch in anderer Form neu erstehen. So war es Josephine de Bougainville geschehen.

„Bridget! dies ist Fräulein Weston, die so krank gewesen ist und hier bei uns sich kräftigen soll. Meine gute Bridget wird Sie in besondere Obhut nehmen, meine Liebe. Sie ist eine prächtige Wärterin und hat gern Jemand, den sie »verhätscheln« kann," sagte meine Wirthin lächelnd.

Bridget knixte mit einem innigen Blick auf ihre Dame. Dann sagte sie freundlich — mein blasses Gesicht schien sie zu rühren — sie hoffe, ich würde bald gesund werden. Jeder Mensch fühle sich wohler, der nach Brierley Hall komme. Diesem Ausspruch stimmte ich, wenn auch nur schweigend, bei. Ich glaube aber, sie sah mein Herz in meinen Augen leuchten, denn sie ward immer milder gegen mich und endlich wurden wir die besten Freunde, Bridget und ich.

Und Bridget's Herrin?

Ich habe noch die genaueste Erinnerung von jeder Stunde dieses Tages, des ersten, den ich ganz bei ihr zubrachte und welcher der Typus vieler folgenden sich

durchaus gleichenden Tage war. Das Leben in dem großen, schönen, einsamen Hause ging pünktlich wie ein Uhrwerk dahin. Um sieben Uhr, sowohl im Winter als im Sommer, war die Herrin in ihrem Garten, in dem sie mit jeder Blume, jedem Strauch und Baum und allen Vögeln und Geschöpfen, die ihn bewohnten, persönlich bekannt war.

„Ich glaube", sagte sie einst zu mir, „ich habe meinen Garten noch lieber als mein Haus, weil er lebend ist. Dort ist immer regsame Geschäftigkeit und Wachsthum, und so alt ich bin, mag ich doch gern Keimen und Werden um mich sehen."

Lady de Bougainville war immer beschäftigt. Gleich nach dem Frühstück setzte sie sich zu meiner Verwunderung zu ihrer „Arbeit" hin; und es war keine leichte. Zuerst beschäftigte sie sich mit ihrem großen Haushalte, den sie bis ins Kleinste beaufsichtigte; so liberal sie war, so erlaubte sie trotzdem keine Verschwendung, und bei allem Vertrauen in ihre Diener ließ sie doch die Oberherrschaft nicht aus ihren Händen. Dann kam sie zur Verwaltung ihres großen Vermögens, das eine ausgedehnte Correspondenz mit sich führte; denn ihre öffentliche und private Wohlthätigkeit schien endlos. Sie war die vorzüglichste Geschäftsfrau, die ich je kennen gelernt. Jeden Tag beantwortete sie die eingegangenen Briefe, jede Woche bezahlte sie ihre Rechnungen, als Grund dafür gab sie an, daß man nach ihrem Tode nicht viel Mühe mit Derartigem haben solle.

Dieses einsame Leben und einsame Sterben, auf welches sie so oft hindeutete, schien mir Anfangs schreck-

lich und doch wieder schön; denn es war ein Leben ganz außer ihr selbst. Wenn sie in der Ecke beim Kaminfeuer an ihrem Schreibtisch saß, schien sie nur immer Pläne zu entwerfen oder die entworfenen auszuführen, durch ihre reichen Mittel oder ihren Einfluß und gütige Bedachtsamkeit Anderen zu helfen.

„Weshalb nicht? ich habe ja sonst nichts zu thun,“ entgegnete sie mir, als ich dies bemerkte; und dann, als habe sie zu viel gesagt, zu viel durch den die Worte begleitenden Seufzer verrathen, begann sie schnell mir den Inhalt eines Briefes zu erzählen, den sie an eine gewisse Priscilla Nunn geschrieben, der sie soeben eine Jahresrente gekauft.

„Ich bezahlte sie mehrere Jahre selbst, da fiel mir aber plötzlich ein, was sollte aus der armen Priscilla werden, wenn ich zuerst stürbe. Deshalb habe ich heute Alles so festgemacht, daß mein Tod keinen Einfluß auf die Angelegenheit hat und darüber bin ich sehr froh.“

Sie sah froh aus, es war die reine Freude, welche keinen Funken von Selbstsucht in sich hat.

Dann erzählte sie mir, wer diese Priscilla Nunn sei und wie sie, Lady de Bougainville, einst für dieselbe genäht

„Für Geld, Winifred, denn ich war früher sehr arm.“

„Aber Sie sind jetzt nicht betrübt reich zu sein? nicht betrübt solche Wohlthaten spenden zu können, wie Sie so eben gethan. O, es muß groß, erhebend sein, hier in Ihrem stillen Eckchen zu sitzen und unsichtbare, helfende Hände über die halbe Welt zu erstrecken. Wie ich Sie darum beneide! Wie herrlich muß es sein,

unumschränkte Mittel und Macht zu besitzen, die Menschen glücklich zu machen!"

„Das vermag nur Gott," erwiderte sie ernst.

„Ja, aber Er hat Sie gewählt, es für Ihn zu thun."

Ich weiß nicht, wie ich zu den Worten kam, doch sie schienen Lady de Bougainville zu gefallen. Sie legte ihre Hand sanft und liebreich auf die meine und sagte freundlich:

„Sie sprechen weiser, als Sie denken, und selbst eine bejahrte Frau ist nicht zu alt, Weisheit von den Lippen eines Kindes zu lernen."

Dann erhob sie sich, und indem sie sagte, ihre Arbeit sei für heute gethan, nahm sie mich mit in die Bibliothek.

Welche Schätze von Büchern der alten und neuern Literatur bis zu den Blättern und Journalen der letzten Woche enthielt diese Bibliothek.

„Ich widmete mich vor zwanzig Jahren dem Lesen, weil ich nicht denken mochte," sagte Lady de Bougainville; „und in den langen Abenden habe ich noch selbst etwas von den modernen Sprachen gelernt. Aber ich war niemals eine sehr unterrichtete Frau. Jedenfalls wissen Sie, eine junge Dame der Neuzeit, viel mehr als ich," fügte sie lächelnd hinzu.

Vielleicht war dem so, denn ich hatte eine ungeheure Masse unverdauter geistiger Speise zu mir genommen; trotzdem war ich lange nicht gesättigt und ich hatte noch nicht drei Tage mit Lady de Bougainville zusammengelebt, als sie mir die heilsamste Belehrung ertheilte, welche einem jungen Mädchen meines Alters werden konnte, die von meiner großen Unwissenheit.

Und ganz unbewußt hatte sie mich zu der Einsicht gebracht auf Spaziergängen und Abends in Gesprächen am Kaminfeuer; denn in dem gänzlichen langen Mangel an jeder Gesellschaft war selbst die meinige diesem starken Geiste und klaren Verstande, der dem Herzen zu Hülfe gekommen und es vorm Brechen bewahrt hatte, nicht unlieb.

Doch besaß Lady de Bougainville auch eine Menge von Excentricitäten, sowohl in ihrem Wesen, als in der Art ihrer Lebensweise, die nun schon seit so langen Jahren in einem mechanischen und methodischen Kreislauf dahinging, daß der leiseste Wechsel darin ihr zuwider, ja unmöglich war. Die Obliegenheiten dieser Stunde auf die folgende zu verlegen, eine Mahlzeit zu ändern oder hinauszuschieben, später oder früher als zur bestimmten Minute aufzustehen oder zu Bett zu gehen, machte ihr einen wirklichen Kummer. Doch waren dies nur kleine Flecken in meiner Sonne. Sie leuchtete noch immer hell und klar als das Centrum der kleinen friedlichen Welt, in der sie lebte; von ihr ging all das Licht aus, welches diese besaß und durch ihre Harmonie und Regelmäßigkeit lernte ich armer kleiner Wanderstern zum ersten Male die Schönheit, den Segen von des Himmels erstem Gesetze — der Ordnung.

Als ich länger mit ihr lebte und nachdem mein erster Besuch vorüber war, hundertfältige Gelegenheit suchte und fand sie beinahe jeden Tag zu sehen, da gab ich zu, daß Brierley vollkommen berechtigt war, sie mindestens „sonderbar“ zu nennen. Lady de Bougainville besaß einige „Schrullen“, wunderliche Eigenthümlich-

keiten, über welche man hätte lächeln können, wären die Ursachen, aus denen sie entstanden, nicht zu traurig dafür gewesen. Niemals besuchte sie eine der wohlhabenden Familien in Brierley, obgleich sie häufig die Schwelle der Armuth überschritt; auch wollte sie keine Bekanntschaften und Gäste ihres eigenen Ranges; sie verschloß, wie ich ihr einst lachend sagte, ihre Thür allen „respectablen" Leuten. Selbst mein Vater wurde, außer bei seinen geistlichen Besuchen, eben so wenig zugelassen, wie es früher der alte Rector geworden. Sie schien vor aller Gemeinschaft mit der Außenwelt zurückzuschrecken — wenigstens vor aller persönlichen Gemeinschaft — obgleich sie Kenntniß nahm von dem, was darin vorging, und es sogar gern mochte, von Menschen und Begebenheiten nah und fern zu hören, für welche ich mich bemühte ihr Interesse zu erwecken. Obgleich sie zuhörte, so war es doch mit einer freundlichen Gleichgültigkeit, als sei das so lang erstarrt gewesene Herz, welches sich gegen alle lebende Wesen gütig zeigte, nur der Güte fähig und nichts mehr; der warme Pulsschlag der antwortenden Zärtlichkeit und Liebe schien für immer darin erstorben.

So dachte ich oft. Und wenn ich Tag für Tag in meiner stürmischen Jugendkraft die Steinstufen zu Brierley Hall emporsprang und voll inniger Zärtlichkeit und Sehnsucht im Herzen meine schöne alte Dame suchte, dann wurde dies kindische Herz mir oft bleischwer. Denn wenngleich sie in ihrer Beschäftigung stets inne hielt und freundlich mich begrüßend sagte:

„Wie gütig von Ihnen, daß Sie zu mir kommen,

meine Liebe," so begriff ich bei ihrem eigenen Gebrauch des Wortes gütig, daß ihr Herz auch nur „Güte" für mich fühlte, durchaus nichts mehr.

„Wohl, wie konnte es anders sein? Welch thörichtes Mädchen ich war, es anders zu erwarten! Und dennoch machte es mich zuweilen etwas traurig, daß ich nur den letzten schwachen Schimmer ihres Lebens genoß, während sie meines Herzens volle reiche Ernte erhielt. Wie lächerlich! werden manche Menschen denken, wie „kleinlich" würde sie gesagt haben, die von allen Frauen am Besten verstand, was die Liebe ist, welche freiwillig und schrankenlos liebt, ohne auf Erwiderung zu hoffen. Doch grämte ich mich sehr, bis der Zufall meinen Kummer zu einem Ausbruch und mich wieder zur Vernunft brachte.

Irgend Jemand deutete meinem Vater an, ich gehe zu häufig nach Brierley Hall, die Leute würden sagen, ich hätte gewinnsüchtige Absichten auf das große Vermögen von Lady de Bougainville, die keine Erben besitze. Mein Vater, der ein stolzer Mann war, und ein schweres Leben hatte ihn noch stolzer und zurückhaltender gemacht, verbot mir in Folge dieses Geredes, die nächste Einladung nach Brierley Hall anzunehmen.

Ich war empört und erhob mich zum Widerstand. Zum ersten Mal in meinem Leben fielen zwischen meinem Vater und mir bittere Worte. Ich war kein Kind mehr, sondern ein siebzehnjähriges Mädchen mit einem sehr festen, entschiedenen Willen und ich grämte mich nicht nur um mein eigenes Vergnügen, das ich verlor. Der Sommer war vorüber, der schöne herrliche Sommer,

während dessen ich so glücklich in Brierley Hall gewesen und jedes Eckchen im Hause, jeden Platz im Park und Garten kennen und lieben gelernt hatte. Jetzt streckten die Bäume ihre kahlen Zweige zum grauen Winterhimmel und in dem schönen, aber stillen und öden Hause, wo die Christrosen auf die leeren Räume schauten, saß eine einsame alte Dame, die trotz ihres Reichthumes und trotz aller Güte und Liebenswürdigkeit ihres Herzens nur eine verlassene alte Frau war.

„Ich will und ich werde zu ihr gehen, was Du auch immer dagegen sagen magst!“ rief ich mit einem leidenschaftlichen Thränenstrom, und kaum wissend, was ich that, stürzte ich von meinem Vater fort und eilte durch den stürmenden Nachmittag nach Brierley Hall.

Lady de Bougainville befand sich in dem Zimmer mit Cederngetäfel, dem kleinsten und wohnlichsten Raume im ganzen Hause. Gegen ihre Gewohnheit war sie unbeschäftigt, sie saß und blickte in das Kaminfeuer, welches schwärzlich glimmte, als sei es lange nicht aufgeschürt.

„Wie freundlich von Ihnen, Winny, trotz des Sturmes und Regens zu kommen! Ich bin, wie Sie sehen, ganz müßig, obgleich ich genug zu thun habe. Vielleicht liegt es an meinen Augen und nicht an dem trüben Wetter, doch konnte ich nicht die Nähnadel einfädeln.“

Sie sprach etwas traurig; denn wenn Lady de Bougainville sich vor etwas in dieser Welt fürchtete, so war es davor, daß ihre Augen schwach werden könnten, daß sie „dunkel“ würde, wie Bridget sagte, was für Jemand,

der so thätig war und jede Abhängigkeit scheute, wirklich „Dunkelheit“ gewesen sein würde.

„Wenn es aber käme“, fügte sie seufzend hinzu (ich wußte, was sie mit dem „es“ meinte), „so hoffe ich im Stande zu sein, es zu tragen.“

„Es wird nicht kommen und geschähe es, Sie würden es ruhig tragen“, sagte ich leidenschaftlich erregt, als ich mich auf ein Fußschemelchen zu ihren Füßen setzte und ihre liebe alte Hand nahm; ich spielte mit den Diamant- und Smaragdringen; doch war es mehr um die warme, weiche, kräftige und doch reizende Hand zu halten, die lieblich anzusehen und schön anzufühlen war; ich fühle sie noch, obgleich — Nein, ich will diese Thränen nicht! Wir mögen über das zerschlagene und unreife Korn, über die Aehren, welche unter die Füße getreten oder in die Winde gestreut sind, weinen, wenn aber die reifen Garben in die Scheunen gebracht sind, wer wird da klagen?

Ich sehe die geliebte Frau noch, wie sie in ihrem Armstuhl saß, ich zu ihren Füßen, eifrig bemüht, sie, so viel ich konnte, zu unterhalten mit Geschichten und Vorgängen aus der Umgegend, Erzählungen von Weihnachtsbescheerungen in den Schulen und dem Armenhause. Sie hörte mit ihrem gewohnten Lächeln zu und ich that auch mein Bestes, heiter zu erscheinen. Aber ich konnte mich nicht gut verstellen, denn plötzlich sagte Lady de Bougainville:

„Winifred, Sie haben etwas auf dem Herzen; theilen Sie es mir mit! Es sollte mir leid thun, wenn meine kleine fröhliche Maus Kummer träfe.“

Sie nannte mich Maus wegen meiner Behendigkeit und Kleinheit und wegen meiner klaren leuchtenden Augen — ja sie waren leuchtend, denn sie glichen denen meines Vaters.

Die gütigen Worte — so ganz unerwartet — berührten mich auf's Tiefste. Ich brach in Thränen aus und erzählte ihr all meinen Jammer und das mir zugefügte Unrecht.

„Ist das Alles? O, welche Berge wir uns aus Maulwurfshügeln machen, wenn wir siebzehn Jahre sind! Um einen verbotenen und verlorenen Besuch in solcher Verzweiflung zu sein. Sie kleines dummes Mädchen!"

Ich zog mich tiefverletzt zurück. Ach, sie schien die wahre Ursache meines Kummers gar nicht zu ahnen, die Furcht von ihr getrennt zu werden; daß mein ganzes Lebensglück in ihr beruhte, mußte meine theure alte Dame wohl gar nicht vermuthen.

Es war hart für mich, das gebe ich noch heute zu; und ich kann die arme Winny Weston nicht schelten, daß die Bitterkeit und Angst ihres Herzens sich in leidenschaftlichen Worten Luft machte.

„Dumm bin ich! Ich weiß es und wundere mich nicht, daß Sie es finden. Ihnen ist es ganz gleichgültig, ob ich Sie oft oder gar nicht mehr sehen darf. Ich bin Ihnen nichts, während Sie mein Alles sind!"

Dieser Gefühlsausbruch war so heftig, wie die Liebeserklärung eines jungen Liebenden; was Wunder, daß Lady de Bougainville sich etwas erstaunt zeigte, bis sie bemerkte, wie tief und wahr meine Bewegung war und

mit einem halb lächelnden, halb wehmüthigen Blick auf mich herniederschaute.

Dann sagte sie ernst, sogar traurig:

„Winifred, ich hatte keine Ahnung, daß Sie mich so lieb hätten; ich glaubte, mich würde in dieser Welt Niemand wieder lieb haben.“

Während sie sprach, zuckte es in ihrem Antlitz und ein feuchter Schimmer — konnten es Thränen sein, ich hatte sie noch nie weinen sehen — zeigte sich in ihren Augen.

„Sie sind sehr gütig,“ begann sie von Neuem, „sehr gütig gegen eine alte Frau wie ich, und ich bin Ihnen dankbar!“

Dankbar! Lady de Bougainville dankbar gegen mich? Sie sagte mir dies mit jener sanften Würde, welche mich mehr als je beschämt über mich selbst machte; denn hatte ich sie nicht öfter als einmal aussprechen hören, daß die Liebe, welche ihren Gegenstand mit eifersüchtigen Ansprüchen quält, nicht Liebe, sondern Selbstsucht ist?

Ich ließ den Kopf hängen und bat sie um Verzeihung. „Doch,“ fügte ich hinzu, „trifft mich das Verbot meines Vaters härter, als Sie glauben. Von wem soll ich lernen gut, vernünftig und weiblich zu sein, als von Ihnen? Ich hoffte, Sie würden mich erziehen und „erwachsen“ machen, wie Sie es mit Ihren Kohlköpfen und Ihren jungen Dienerinnen thun.“

Sie lächelte und das hatte ich gewollt; vielleicht auch dachte ich durch einen dummen Witz die Erinnerung an meine romantische Thorheit zu verwischen.

„Und erzählten Sie mir nicht selbst, Winny, daß,

sobald die Mädchen ein Herz in sich fühlen, auch ein junger Mann aus Brierley kommt und sie mir fort holt? Das würde mit Ihnen gerade so werden."

„Niemals!" rief ich empört, „ich wünschte mir nichts Besseres, als mein ganzes Leben lang bei Ihnen bleiben zu können."

„Das sagen Kinder oft zu ihren Eltern und heirathen trotzdem."

„Ich thäte es nie, wäre ich Ihr Kind!"

„Mein Kind! Sie vergessen, ich habe keine Kinder — das heißt alle die meinigen sind im Himmel. Niemand auf Erden kann sie mir ersetzen."

Daß ich zu weit gegangen, sah ich jetzt. Gleichzeitig erkannte ich, mit leidenschaftlicher Sympathie die alles persönliche Weh auslöschte, welche ausdauernde Treue in diesem starken großen Herzen lebte. Das Interesse für Andere konnte es äußerlich berühren, doch seine innersten Tiefen, die leergewordenen Räume dort würden immer unausgefüllt, unbesetzt bleiben.

„Nein," erwiderte ich sanft, ohne einmal zu wagen von Neuem die geliebte Hand zu nehmen, die mir leise entschlüpft war, „nein, ich weiß es wohl, daß weder ich, noch Jemand Anders daran denken kann, Ihnen Ihre Kinder zu ersetzen. Doch lassen Sie mich Ihre kleine Dienerin sein! Ich liebe Sie so herzinnig."

Ich sah, daß sie gerührt war. Selbst durch die Kühle des Alters und die vielen traurigen Jahre, welche sie starrer gemacht, fühlte sie die Wärme meiner jungen, feurigen Liebe sie berühren. Lady de Bougainville beugte sich nieder und küßte mich zärtlich, sie reichte mir eine

ihrer Hände, während sie mit der anderen ihre Augen beschattend, lange dasaß. Wir thaten keine Gelübde, gaben weiter keine Versicherungen, ich glaube, wir sprachen kein Wort mehr über die Sache, doch von dieser Stunde an standen wir in einem anderen Verhältniß zu einander, das, wie wir schweigend wußten, bis an das Ende so bleiben würde.

Ich hätte Stunden so zu ihren Füßen sitzen können, hin und wieder zu ihrem vom Kaminfeuer beleuchteten Angesicht aufschauend, indessen ich mich immer fragte, wie es wohl sein müßte, Alles besessen und Alles verloren zu haben, und mit siebenzig Jahren an einem einsamen Heerde zu sitzen, und alle Schätze nur im Himmel zu haben, da doch die Bibel sagt: „Wo unsere Schätze sind, ist auch unser Herz." War es das, was ihr nach und nach den stillen Frieden gab, der sich über ihr Antlitz legte, bis ich es, als sie die Hand fortzog, ganz heiter sah?

„Ich habe mir jetzt einen Plan entworfen Winifred," sagte sie fröhlich; „Sie oder besser Ihr Herr Vater soll morgen von mir hören. Gehen Sie jetzt heim, denn es wird dunkel und er wird sich um Sie ängstigen. Wie glücklich sind Sie noch einen Vater zu haben, der sich um Sie sorgt. Wir dürfen ihn nicht erzürnen! Die Eltern kommen stets zuerst."

„Ja wohl," erwiderte ich, aber es muß etwas kläglich geklungen, und ich mochte noch langsamer als sonst mich zum Gehen vorbereitet haben, denn als ich gerade in der Thür war, rief mich Lady de Bougainville zurück.

„Kind!" und die Hand, welche sich auf meine

Schulter legte, war kräftig wie die einer jungen Frau, und ihre Augen flammten, wie sie es vielleicht vor dreißig oder vierzig Jahren gethan. „Kind! sein Sie klug! Ehe Sie zur Ruhe gehen, söhnen Sie Sich mit Ihrem Vater aus, und danken Sie Gott, daß er solch ein Vater ist — ein weiser, zartfühlender, ehrenhafter Mann. Nicht alle Männer sind so. Zuweilen werden durch Gottes Willen, sei es durch Verwandtschaft oder Heirath, Menschen zusammengeführt, die, wenn sie nicht durch solche Bande verbunden wären, bis an's Ende der Welt vor einander fliehen würden. Und zuweilen" — ihre Stimme wurde leiser — „ist es ein Recht zu fliehen. Sie haben zwischen Gutem und Bösem, zwischen Gott und Menschen zu wählen. Bemitleide man sie, doch richte sie Keiner, das kann nur der Allwissende."

Lady de Bougainville schwieg; sie zitterte heftig. Damals wußte ich mir ihre Aufregung nicht zu deuten, jetzt kann ich es. Sehr bald gewann sie ihre Fassung wieder, um so schneller, als sie sah, daß ich den tieferen Sinn ihrer Worte nicht verstand. Ich stand beschämt vor ihr, die so viel besser und klüger war, als ich je zu werden hoffen konnte. Das sagte ich ihr.

„Nein, ich bin weder gut noch weise," erwiderte sie trübe. „Doch kann man nicht siebenzig Jahre werden, ohne etwas zu lernen; deshalb hören Sie auf mich, Winifred. Sagen Sie zu Keinem, was Sie mir heute sagten, daß Sie wünschten Ihren Vater verlassen zu können. Mancher muß es thun; Kinder müssen von den Eltern, Frauen von den Gatten sich scheiden. Und wenn es geschehen muß" — sie streckte sich höher em=

vor und ihre Augen flammten, daß ich mir wohl denken konnte, was für eine leidenschaftliche Frau sie in ihrer Jugend gewesen war, „wenn es gethan werden muß, so sage ich: Thut es unbedenklich, ohne Reue. Schneidet den verdorrten Zweig ab, flieht aus dem Hause des Unheiles! Rettet die Seele und flieht! Aber nicht eher, als bis das Schlimmste kam, bis die letzte Hoffnung schwand — und wer vermag zu sagen, ob sie je ganz erlosch. Kind, haben Sie Geduld mit denen, welche Gott Ihnen gab. Er hat Geduld mit uns Allen. Stehen Sie treu zu ihnen, wenn möglich bis zum Ende."

Als sie mich jetzt ansah, schwand all die zürnende Erregung von ihrem Antlitz und eine Zärtlichkeit, noch tiefer und süßer, als der sonst gewohnte Ausdruck des Friedens, legte sich darauf.

„Jetzt gehen Sie, mein Kind! Ich habe wohl genug, vielleicht zuviel gesagt, aber ich wünsche, daß Sie Sich wieder mit Ihrem Vater aussöhnen. Ich nehme meist Partei für die Eltern, mein Vater war sehr liebreich gegen mich, er ersetzte mir die verlorene Mutter. Er starb schon vor fünfzig Jahren, doch erinnere ich mich seiner und der ganzen Zeit mit solcher Genauigkeit wie manches später Erlebten nicht. O, wir waren Beide sehr glücklich mit einander."

Lady de Bougainville sprach ruhig und heiter, wie wohl die Menschen von ihren Todten, die vor fünfzig Jahren starben, zu sprechen lernen; und nachdem sie mich geküßt, setzte sie sich wieder in ihren Armsessel am einsamen Kamin nieder.

Am nächsten Tage zeigte mir mein Vater einen

Brief, den er soeben von Lady de Bougainville erhalten; sie erbat seine Einwilligung, daß ich während zweier Stunden jeden Vormittag ihre Vorleserin und Gehülfin sei. Sie bedürfe solcher Unterstützung wegen ihres schwacher werdenden Augenlichtes; und sie möchte mich gerade um sich haben, weil sie an mich gewöhnt sei und mich liebe.

„Ich wünsche nicht Ihnen Ihre Tochter zu entziehen, durchaus nicht.“ (Ich lächelte bei dem Bemerken, wie ihre edle Offenheit den Knoten zerhauen hatte, der eine schwächere Hand sehr in Verlegenheit gebracht haben würde.) „Ebenso wenig habe ich die Absicht, ihr, wie man in Brierley sagt, mein Vermögen zu hinterlassen. Ich habe es schon vor Jahren einer wohlthätigen Anstalt vermacht. Aber ich wünsche Winifred unabhängig zu machen, ich will ihr die Mittel in die Hand geben sich, wenn es nöthig sein sollte, kräftig und muthig durch die Welt zu kämpfen.“

Aus diesem Grunde schlug Lady de Bougainville vor, mir statt eines Gehaltes, Unterricht von den besten Lehrern geben zu lassen; und daß ich diese Stunden Nachmittags in Brierley Hall nehmen sollte. Dies würde mich meines Vaters häufige und lange Entfernungen von Hause nicht so fühlen lassen. „Und Sie können mir vertrauen, daß ich Ihr Kind in gute Obhut nehme,“ fügte sie hinzu. „Ich war selbst eine Mutter.“ Diese letzten Worte rührten das Herz meines Vaters — ein weiches Herz, trotz all seines Stolzes.

„Arme Dame — arme Frau!“ sagte er leise. Und nachdem er den Brief noch einmal gelesen, willigte er

in die Vorschläge, die Lady de Bougainville gemacht, mit den Worten: „Deine vornehme Freundin ist eine kluge Frau."

So nahm mein Leben eine glückliche Wendung, es ward schöner und freudenreicher, als ich es je erwartet, inmitten der lehrreichen und wohlthätigen Beschäftigung, die mir meine liebe alte Dame immer lieber machte und selbst mein Vater begann Lady de Bougainville aus freien Stücken zu bewundern.

Bis dahin hatten sie sich von einander fern gehalten, sie gingen auf theologischem Gebiete weit auseinander. Sie hörte seinen Predigten still zu, ohne sie je zu besprechen oder zu kritisiren. Doch schien sie nach und nach zu finden, daß, wenn er auch nicht das Evangelium predigte, er dasselbe in seinem Leben schön zu Tage brachte. Eines Tages hatte sie ihn in einer jener elenden Hütten beobachtet, welche unserem Kirchsprengel zur Schande gereichten; denn die neu erstehenden Häuser und Paläste der Reichen drängten die Armen noch mehr zusammen; und nach diesem Tage sagte Lady de Bougainville zu mir: „Winny, ich möchte wohl Ihren Herrn Vater etwas näher kennen lernen. Einst glaubte ich an die Kirche trotz ihres Predigers, jetzt glaube ich an die Kirche und an den Prediger."

Als ich dies meinem Vater erzählte, sagte er wieder: „Arme Dame!" denn mein Vater gehörte derselben Kirche an, wie der verstorbene Sr. Edward de Bougainville.

Hochkirche, Staatskirche, Gemeindekirche, welche wahnsinnigen Unterschiede! Könnte ich sie doch alle ausgleichen. Vermöchte ich doch jeden zu einem solchen

Diener des Herrn zu machen, wie mein theurer Vater einer war; ich will ihn hier nicht beschreiben, denn er ist mir ja noch geschenkt. Wir stimmen nicht in Allem überein, aber wir lieben uns trotzdem innig und Gott liebt uns Beide.

Ja, wir lernten uns immer besser kennen und hochschätzen in der friedlichen, segensreichen Nähe unserer theuren Lady de Bougainville. Wie könnte ich deren Leben und Sein so recht beschreiben! Es erinnerte mich stets an einen jener wonnigen, stillen Herbsttage, an denen die ganze Welt in sonniger Ruhe zu schwimmen scheint, so daß wir weder die welken fallenden Blätter, noch das Schweigen der Vögel bemerken, sondern uns nur an der himmlischen Schönheit des scheidenden Jahres erfreuen.

Gerade an einem solchen Tage, Anfang November, ich habe das Datum vergessen, doch Andere merkten es sich, geschah etwas, das die erste Unterbrechung in die süße, friedliche Monotonie unseres Lebens brachte, und dessen ich hier erwähnen muß, obwohl es mir lange Zeit nicht sehr wichtig erschien.

Wir, das heißt Lady de Bougainville und ich hatten in dem Sommerhäuschen am See gesessen, wo wir jeden schönen Nachmittag zubrachten. Sie hatte zwei „Schrullen“, wie sie selbst ihre kleinen Absonderlichkeiten nannte; denn sie war sich ihrer Schwächen bewußt und entschuldigte sich sogar zuweilen deswegen: sie liebte es wie ein Vogel in freier Luft zu leben und jeden Abend die scheidende Sonne zu sehen. Diese ging soeben unter, prachtvoll wie oft im Herbste, Alles ringsumher

mit feurigem Kuß vergoldend; auf den herrlichen Bäumen spielte sie mit warmem röthlichem Scheine, denn der Park von Brierley Hall hatte uralte, schöne Bäume, und seine Besitzerin verbarrikadirte sich mit denselben gegen die schrecklichen Villen, welche gleich rothen und gelben Pilzen auf jeder Seite hervorschossen. Sie mochte sie nicht leiden, ebenso wenig wie die Eisenbahn, die jetzt immer näher und näher herankam, so daß wir schon bis zu unserm Platz die Hammerschläge hörten.

Es ärgerte sie, ja trotz ihres ruhigen Alters ärgerte sie sich noch darüber. Sie konnte keine Schönheit in diesen Neuerungen finden, welche unsere hübschen, stillen Dörfer den Vorstädten von London gleich machten. Sie haßte mit einem Eifer, der mich amüsirte, weil er sie mehr anderen Menschen gleichstellte, jedes neu gebaute Haus, das sein häßliches Dach mit den hohen Schornsteinen erhob und in ihr grünes Reich hinübersah.

„Da ist wieder ein neues Haus!“ rief sie einen Bau bemerkend, den ich schon gesehn, ihr aber verschwiegen hatte. Jetzt enthüllten die mehr blätterlosen Bäume es deutlicher. „Winifred, schauen Sie hin, Ihre Augen sind besser! Bauen sie nicht dort ein hohes, gelbes Haus mit einem Thurme, von dem man in den Park blicken und uns hier sitzen sehen kann? Entsetzlich. Ich trete den Rechten meiner Nachbaren nie zu nahe, doch ich will auch die meinen mir wahren. Danach muß ich mich sogleich erkundigen!“

Ich glaube, ich schürte noch ihre Empörung, denn es freute mich auch sie „Staub vom Staube“ zu sehen. Seit den letzten drei Tagen hatte sie das Zimmer hüten

müssen durch eines jener leichten Unwohlsein gefesselt, die auch sie bei all ihrer Gesundheit trafen und die sie immer „eine Botschaft von der Heimath“ nannte.

Ich folgte ihr lächelnd, als sie mit festem, sicherm Schritt der Halle zuging und den Auftrag ertheilte, dem Besitzer oder Erbauer des anstößigen Hauses zu vermelden, Lady de Bougainville wünschte ihn augenblicklich zu sprechen. So wie ich damals lächelte, lächele ich noch jetzt, mit einem seltsamen Gefühl der Zufriedenheit, wenn ich bedenke, wie wenig wir wissen, was uns bevorsteht und wie von den kleinsten Dingen oft die wichtigsten Schritte unseres Lebens abhängen.

Sehr bald nach unserer Botschaft, früher als wir uns von dem in unserem einförmigen Leben großen Ereignisse erholt, erschien ein Herr, der seine Karte hineinsandte mit dem Bemerken, er sei der Erbauer des gegenüberliegenden Hauses.

„Edward Donelly! ein irischer Name“, sagte Lady de Bougainville, sich mit schlecht verhehlter Abneigung abwendend. „Ich möchte ihn lieber nicht sehen — es ist so lange, daß ich keinem Fremden gegenüberstand. Winifred, wollen Sie mit ihm reden?“

Ich konnte vielleicht Einwände erheben gegen ihre lieben „Wunderlichkeiten,“ doch dessen hatte ich mich längst begeben. Mögen Andere Nachsicht mit den meinigen haben, wenn ich siebenzig Jahre alt bin. So begab ich mich ohne Zögern, nur in dem Wunsche meiner angebeteten alten Freundin eine Unannehmlichkeit zu ersparen, in das Empfangszimmer.

Dort stand ein Herr — ja Bridget hatte Recht,

ein Gentleman, nur nicht ältlich, sondern höchstens fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählend. Er war sehr groß, wohl fast sechs Fuß, was ihm einen bedeutenden Vortheil über mich, die kleine, sehr erregte Person, gab. Noch schlimmer war sein fröhlicher, freundlicher Blick, die anscheinend vollkommene Unbewußtheit, daß er mich oder irgend Jemand in der Welt beleidigt haben könne. Er hatte solch ein klares, ehrliches und heiteres Antlitz und so hübsche, gefällige Manieren! Es war wirklich zu unangenehm für mich, daß er so war.

„Lady de Bougainville, wie ich vermuthe? Nein — Verzeihung!“ und der Bösewicht lächelte. „Sie ist, wie ich höre eine ältliche Dame. Was wünscht sie von mir? Ist es etwas das neue Haus betreffend — kann ich ihr dabei mit irgend etwas dienen?“

„Nur, indem Sie es niederreißen, jeden Stein davon!“ rief ich, den Fehdehandschuh hinwerfend um den Kampf sogleich zu beginnen. „Sie müssen das thun, mein Herr, denn es überblickt Lady de Bougainville's Park und Besitzthum und stört sie sehr. Und bei ihrem Alter und ihrer großen Güte sollte Niemand ihr etwas zu Leide thun. Könnte ich es verhindern, dürfte es nie geschehen.“

„Sind Sie ihre Tochter, oder Nichte?“ fragte Herr Donelly mit einem eigenthümlichen Blick; ohne Zweifel amüsirte ihn mein Zorn, aber er war zu höflich, es zu gestehen. Denn, ehe er die Antwort abwartete, erklärte er mir sehr ruhig und höflich, daß der Herr, für welchen er das Haus erbaue, da er den Grund und Boden gekauft habe, durchaus in seinem Rechte sei, welches

Gebäude er wolle dort zu errichten, vorausgesetzt, daß seinen Nachbaren kein Schaden aus demselben erwüchse.

„Das möchte er gewiß unter keinen Umständen; denn obgleich er nur ein Bürgerlicher ist, ein Plebejer, wie Sie ihn nennen, ein Handwerker, der sich zurückgezogen — so ist er trotzdem ein sehr achtungswerther, würdiger Mann. Ich fühle Sympathie für ihn, ich bin auch ein Mensch, der sich emporgearbeitet hat, mein Vater war ein Mechanikus", sagte Herr Donelly mit einer mich erstaunenden Ruhe. „Aber ich kann auch mit Lady de Bougainville fühlen, die, wie ich glaube, der Aristokratie angehört und schon in sehr vorgerückten Jahren ist. Bei ihren Vorurtheilen, Verzeihung, ihren Ansichten muß es schwer sein sich in manche Dinge der Neuzeit hineinzufinden, die doch aber unvermeidlich sind, weil sie einen Theil des nöthigen Fortschreitens bilden."

„Ich danke Ihnen, ich wünsche keine Predigt." — Und am wenigsten von eines Handwerkers Sohn hätte ich beinahe mit meiner scharfen Zunge hinzugesetzt; aber als ich den jungen Mann ansah, entwaffnete mich die freimüthige Redlichkeit seines Wesens und die Art, wie er unangenehme Dinge so schonend wie möglich zu sagen sich bemühte. Ja, er war angenehm, obgleich er ein Irländer und auch einen irischen Accent und die Eigenthümlichkeit seiner Landsleute hatte, immer die freundliche Seite Einem zuzukehren. Sagte nicht Lady de Bougainville einst zu mir: „Ihr Engländer seid gut und tüchtig, möchtet Ihr nur etwas «liebenswürdiger» sein."

Dieser Herr Donelly besaß nun diese Eigen-

schaft, sowohl im französischen als irischen Sinn, und ehe wir uns trennten, hatte er mir ernstlich und fest versprochen, sein Bestes zu thun, allen Einfluß auf den Herrn, für den er baute, anzuwenden, um Lady de Bougainville jede mögliche Störung zu ersparen.

Als ich ihr dies sagte, schüttelte sie den Kopf.

„War er ein Irländer, meine Liebe?"

„Ich glaube."

„Dann trauen Sie ihm nicht;" sie wurde etwas blasser und ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. „Ich sage nichts gegen die irischen Frauen; sehen Sie nur meine Bridget an! aber ich glaube, einem Irländer ist es fast unmöglich, die Wahrheit zu reden oder ein Versprechen zu halten."

Ist das wohl ganz gerecht, dachte ich, und würde es auch gesagt haben, denn ich scheute mich jetzt nicht mehr, ihr meine Ansicht offen auszusprechen, sie mochte mich darum nur lieber; aber ich hatte schon viel von ihrer Lebensgeschichte gehört, ich ahnte noch mehr und wußte, aus welchem bitteren Boden diese Meinung entsprungen, deshalb schwieg ich. Es war doch nicht an mir, Lady de Bougainville zu belehren!

Doch traf ich alle Vorkehrungen, ihre traurige Prophezeihung zu vernichten, und auch dagegen, daß sie in ihrem Park durch das neuerbaute Haus belästigt würde. Ich brachte meinen Vater dahin, daß er selbst zu dem Besitzer desselben ging, der doch auch zu seiner Gemeinde gehören mußte. Dies hatte mehr Erfolg, als ich vermuthet, denn bei dem großen Mangel an wohlerzogenen und hochgebildeten Männern in Brierley ent-

spann sich zwischen meinem Vater und dem jungen Baumeister eine Bekanntschaft, und eines Tages wurde Herr Donelly zu uns zum Thee eingeladen, ohne daß ich darum gewußt; damals ärgerte es mich, daß ich eines Handwerkers Sohn als Gast in meinem Hause haben sollte, und ich beklagte mich bei Lady de Bougainville darüber.

„Sie sind ja ein schrecklicher kleiner Tory,“ sagte sie, „doch die Zeit wird Sie klüger machen. Ist er eines ehrlichen Mannes Sohn? Denn das ist stets die erste Frage — und doch nicht immer; oft kommt eine gute Frucht von einem schlechten Stamm. Das ist ein großes unerklärtes Räthsel, ein tiefes Geheimniß, meine Liebe,“ fuhr sie fort in dem Tone sanften Moralisirens, der dem Alter nicht unnatürlich steht, wenn des Lebens Werk gethan ist und nur das ruhige Nachdenken bleibt. Aber Lady de Bougainville schien nicht gern an Herrn Donelly zu denken, noch von ihm zu sprechen. Ich ahnte den Grund und gab es auf, sie je an ihn zu erinnern.

Das ward mir nach und nach selbst lieb. Ohne Sentimentalität und Egoismus will ich, so schnell ich kann, über das nächste Ereigniß in meinem ruhigen Leben fortgehen — einem Leben, welches mir, indem ich darauf zurückblicke, so vollkommen erscheint, daß ein ganzes Jahr mir wie ein langer sonniger Tag verschwebt.

Herr Donelly kam oft zu uns unter jedem erdenklichen Vorwand, gerade wie ich früher nach Brierley Hall ging. Mein Vater mochte ihn gern, und auch

ich, das heißt in einer gewissen Art; ich hielt ihn für sehr brav, gütig und klug, und war ihm dankbar, daß er es sich so angelegen sein ließ, meinen Vater zu unterhalten. Daß er an mich mit ernstlichen Absichten dachte, kam mir nie in den Sinn; hätte ich es geahnt, würde ich ihm noch ferner geblieben, ja ihm ganz aus dem Wege gegangen sein, und mir damit manchen Gewissensbiß erspart haben, den unschuldigen Kummer, den jedes rechtliche Mädchen fühlt, wenn sie einen Mann elend gemacht hat.

Eines Tages, da ich länger in Brierley Hall geweilt, weil meine theure alte Dame nicht ganz wohl war, begegnete ich Herrn Donelly im Zwielicht. Er erzählte mir, er sei von hier abberufen, er müsse noch diese Nacht außer Landes reisen, fern von hier, eine Arbeit zu beginnen, nach der er lange gestrebt. Würde ich seiner „gedenken" bis er zurückkäme? Ich hatte keine Ahnung von einer tieferen Bedeutung der Frage, daher ich lachend erwiderte: „O ja, das will ich, zugleich werde ich sie als den besten Baumeister, den ich kenne, empfehlen."

Diese unglückliche Antwort rief das früher zum Lichte, was er erst hatte sagen wollen, wenn er mir eine „würdige Heimath und Lebensstellung" anbieten konnte.

Ich vermuthe, daß die meisten Männer in solchem Falle dasselbe sagen; ich hatte, Gott sei Dank, nur die Werbung eines Mannes mitanzuhören; aber das war schon traurig genug für mich, denn da ich ihn nicht liebte, konnte ich ihm doch nur dies sagen und ihn

rundweg abweisen, was ich nicht in der rechten Weise, vielleicht etwas kurz und streng that, denn ich war überrascht. Zu heirathen hatte ich nie gewünscht, die Erfahrung meines Vaters hatte mich nicht dafür gestimmt, und in Brierley Hall predigte Bridget stets gegen das ganze männliche Geschlecht, während ihre Herrin über die Sache das tiefste Schweigen bewahrte. Wenn ich jemals daran dachte zu heirathen, so war es doch nur ein Gebilde meiner Phantasie, das mir dabei vorschwebte, ähnlich den preux chevaliers der Vorzeit. Trotzdem mußte ich gestehen, kein Ritter des Mittelalters konnte sich ritterlicher benehmen, mehr echte Höflichkeit, Ehrerbietung und Zartheit entwickeln, als es dieser Baumeister, dieser Beaufsichtiger von Handwerkern that, der vielleicht vor nicht zu langen Jahren selbst noch zu ihnen gehört hatte. Ja, selbst als ich mein letztes entscheidendes Wort sprach und ihn fest ansah, denn ich wollte jedes Mißverstehen vermeiden, benahm er sich wie ein rechter Mann. Er wurde sehr blaß, doch suchte er mich nicht weiter zu überreden, und er trug seinen Schmerz so muthig, daß ich fast traurig um ihn war, und ihn gewissermaßen um Verzeihung bat.

„Das haben Sie nicht nöthig," sagte er, indem er die Gartenthür für mich offen hielt. „Die Liebe der Frau ist frei, wie die des Mannes. Sie sind nicht dafür zu tadeln, mich abgewiesen zu haben, ebenso wenig wie ich es bin, daß ich um Sie warb. Ich frage Sie nicht noch einmal, doch werde ich Sie bis an meines Lebens Ende lieben."

So schieden wir und ich sah ihn nicht wieder. Ich

erzählte Niemand den Vorgang, er betraf nur mich und er war mehr geeignet, vergessen zu werden. Nach den ersten acht Tagen dachte ich nicht mehr viel daran; nur wenn ich betrübt oder matt war, oder als die Stürme und Kümmernisse des Lebens über mich und meinen Vater hereinbrachen — deren ich hier aber nicht erwähnen will, da sie nicht zur Geschichte gehören. In solcher Stimmung war es mir zuweilen, als hörte ich wie im Traume Herrn Donelly's Stimme sagen: „Ich werde Sie bis zum Ende meines Lebens lieben."

Wenn ich Lady de Bougainville anblickte in ihrem schönen Alter, das alle Leidenschaften, Kämpfe und Sorgen des Lebens überwunden, dann fragte ich mich wohl, ob ihr Gatte, der sie so elend gemacht, ihr jemals dieselben Worte mit derselben Entschiedenheit und Aufrichtigkeit gesagt hatte.

Diese Jahre, welche mich aus einem jungen Mädchen zum Weibe reifen ließen, brachten bei ihr den in ihrem Alter natürlichen Wechsel ihrer körperlichen Zustände hervor. Ihre kleinen Unpäßlichkeiten kamen noch öfter, doch sanft und schwach, wie solche „Erinnerungen und Botschaften" ein für Jeden um sie her kostbares Leben treffen sollten, das für mich sogar unentbehrlich schien. Meine Liebe brachte in ihr eine Eigenschaft wieder zum Lichte, die, wie Bridget sagte, seit den ersten Jahren ihrer Ehe ganz verloren war, jene echt französische gaîté de coeur, welche ihre Unterhaltung und ihre Gesellschaft so frisch und anmuthig machte, als sei sie eine Frau von dreißig und nicht von siebenzig Jahren. Wie oft vergaß ich in ihrer Nähe, wie alt

sie war, und ich betrachtete ihre und meine Zukunft als dieselbe.

Mein Vater und ich waren nun für immer in Brierley ansässig; er war nicht mehr Vicar, sondern der Rector dort. Ein früherer Bekannter der Lady de Bougainville, der zur gräflich Turberville'schen Familie gehörte und ihr zuweilen die freundlichsten, ja innigsten Briefe schrieb, war damals gerade im Ministerium. Da die Stelle des Rectors von Brierley von der Krone vergeben ward, so vermutheten wir, sie habe ihre Hand im Spiele gehabt, obgleich sie es nie zugestand, ebenso wenig wie alle ihre gütigen Thaten, wenn sie irgend ein Geheimniß bleiben konnten.

Dieser Wechsel machte sowohl meines Vaters wie mein Leben zu einem der thätigsten. In unserem großen und stets wachsenden Kirchsprengel gab es so viel zu thun, daß wir es bei meiner Jugend und meines Vaters zarter Gesundheit wohl kaum hätten bewältigen können, ohne den Beistand unserer alten Freunde. O, über den Segen des Reichthumes, wenn er von einem Herzen so warm wie die Jugend, und einer Einsicht, so klar und recht, wie sie nur die Weisheit des Alters verleiht, begleitet wird.

„Macht Sie dies Alles nicht sehr glücklich?" fragte ich sie einst. „Ist es nicht schön, ein solches gesegnetes und segenspendendes Alter erreicht zu haben?"

Lady de Bougainville antwortete bejahend.

Sie war jetzt etwas weniger thätig als sonst; manche ihrer kleinen Vergnügungen und Liebhabereien mußte sie aufgeben, unter Anderem ihren Spaziergang

vor dem Frühstück und die Gewohnheit, sich Alles selbst zu thun, gar keine persönliche Bedienung zu brauchen, jetzt erlaubte sie mir, ihr ein Wenig zu helfen. Zuweilen wenn ich ihr ihren Hut holte oder den Shawl um sie befestigte, pflegte sie lächelnd zu sagen:

„Meine Liebe, ich komme mir vor wie Petrus; als ich jung war, gürtete ich mich selbst und ging wohin ich wollte, jetzt da ich alt bin, gürtet mich ein Anderer und leitet mich, wohin ich nicht will — nein, das würde Niemand gelingen," und lächelnd richtete sie sich stolz empor. „Ich fürchte, ich werde bis zum Ende meinen eigenen entschiedenen Willen haben."

Zuweilen sagten mir die Leute, welche sie in der Kirche sahen, oder Arme, die zu uns in das Haus kamen, Mylady sehe viel älter aus. Aber ich konnte und wollte es nicht bemerken. Welche Veränderung auch eintrat, sie kam so langsam und in so schöner Weise, daß es wie bei der herrlichen Schlingpflanze war, die wir jeden Herbst bewunderten, es war kein Absterben, es war nur ein Wechsel. Und meiner alten Freundin Schwäche, in der ich ihr behülflich sein konnte, war mir so werth, wie die Hülflosigkeit eines Kindes es seiner jungen Mutter ist, die es nur um so inniger liebt, je mehr sie ihm Beistand leisten muß.

O, warum ist es nicht immer so? Weshalb leben wir nicht Alle in der Weise? Ich meine, wir könnten es, wenn wir es nur versuchten, und man würde uns dann bei achtzig Jahren ebenso vermissen, als wenn wir mit achtzehn in der Blüthe der Jugend stürben.

Obgleich Lady de Bougainville's körperlichen Kräfte

etwas abgenommen, so waren doch ihre geistigen und ihre Energie noch so frisch und stark wie immer. Sie und mein Vater besprachen und beriethen das Wohl des Kirchsprengels, stellten Uebel ab und sannen selbst solche zu verbessern, die bis dahin als unheilbar hingestellt worden waren. Eines davon muß ich namhaft machen, weil es zu einem Ereigniß führte, das mich nahe anging.

Eines Tages kam mein Vater ganz verzweifelt nach Brierley Hall; es handelte sich wieder um eine seiner steten Sorgen, den Mangel an guten, gesunden Wohnungen für die ärmeren Leute.

Halb im Kummer, halb im Aerger rief er:

„Wie kann ich Sorge tragen für die Seelen meiner Gemeindeglieder, wenn Niemand ihres leiblichen Wohles sich annimmt? Was hilft es mir, wenn ich von der Kanzel predige, ermahne, Tractate bei ihnen zurücklasse und von ihnen fordere, reinlich und ordentlich zu sein, wenn sie gleich den Heringen eingepackt sind und in engen, ungesunden Wohnungen leben, in denen die Nässe an den Wänden herabrinnt und der Regen durch das Dach strömt? Die alten Häuser werden nicht ausgebessert und die wenigen neuen sind fast noch schlimmer. Ich versichere Sie, ich habe heute Wohnungen gesehen, die schlechter als ein Stall sind."

„Will Niemand bauen?" fragte Lady de Bougainville ruhig.

„Diese Frage habe ich jedem der Landbesitzer vorgelegt und sie antworteten alle nein; es würde die Miethe der Armen erhöhen. Ueberdies sei das Kapital für

solche Bauten immer schlecht angelegt, es rentire nicht. Sie aber leben comfortabel und gemächlich in ihren schönen, neuen Villen. O, Ihr Reichen, Ihr Reichen, wie arg treibt Ihr es den Armen gegenüber!"

„Still, Vater!" flüsterte ich, denn in seiner Aufregung hatte er sich vergessen. Aber Lady de Bougainville lächelte nur und sagte gütig:

„Sie haben Recht, Herr Weston, das heißt im Grundprincip, obgleich man auch etwas zur Entschuldigung der anderen Partei sagen könnte; es ist meist so. Doch danke ich Ihnen für ihre Aufrichtigkeit; erzählen Sie mir noch mehr!"

„Was ist da zu erzählen? Es ist ein hoffnungsloser Fall. O, daß ich einige Hufen Landes oder tausend Pfund Sterling besäße, wäre es nur, um drei Häuser zu erbauen, in denen ordentliche Arbeiter gesund wohnen und arbeiten könnten. Die Wohlthätigkeit sollte immer im Kleinen anfangen und gewöhnlich mit dem uns Nächstliegenden."

„Sie sind wieder im Recht." Dann saß Lady de Bougainville nachdenkend da; endlich rief sie mich.

„Winny, wie groß war die Summe, welche Sie gestern für mich der Bank übergaben? Ich habe es vergessen, ich werde doch etwas schwach."

Ich nannte die Summe, eine recht bedeutende, welche Lady de Bougainville Freude gemacht, weil es eine zurückgezahlte Schuld war, die sie nicht wieder zu bekommen glaubte. Ich hatte sie gebeten, ein neues Gewächshaus zu erbauen; denn das alte lag etwas weit von der Halle, besonders bei schlechtem Wetter, und sie liebte

ihre Blumen ꝛc. Aber sie hatte es mir rund abgeschlagen.

„In meinem Alter noch bauen, und zwar zu meinem eigenen Vergnügen? Nein, da wollen wir an etwas Besseres denken; die Gelegenheit zur Verwendung wird bald genug kommen."

Ja, sie kam schneller, als sie geahnt.

„Herr Weston, ich danke Ihnen, daß Sie mich aufmerksam gemacht auf etwas, das zu thun meine Pflicht ist. Wunderbar, daß ich es nicht früher gethan. Aber," fügte sie seufzend hinzu, „ich habe manches Jahr zu viel gedacht und zu wenig gewirkt. Doch man lebt und lernt — lebt und lernt. Wenn Sie es mögen, sollen Sie das Land hinter meinem Stallhofe haben, und Winny wird Ihnen das Geld auszahlen, damit Sie Ihre Häuser gleich bauen können."

Ich wußte besser, als mein Vater, welch kostbares Geschenk das war, nicht nur um des Geldes willen, sondern mehr noch darum, weil Lady de Bougainville sich am liebsten in ihrem Park, hinter ihren Bäumen zurückgezogen hielt. Da sie aber den Entschluß gefaßt, ging sie nun mit der ganzen Energie ihrer Natur an die Ausführung und wünschte, es solle augenblicklich begonnen werden. „In meinem Alter hat man nicht mehr viel Zeit übrig," sagte sie lächelnd.

Es folgte nun eine lange Besprechung zwischen ihr und meinem entzückten Vater, wie alle Uebelstände zu vermeiden, Alles auf's Beste herzustellen sei.

„Das größte Uebel bei dergleichen ist, wenn man es rein zur Wohlthätigkeitssache macht. Vergessen Sie



nicht, Herr Weston, meine Insassen müssen ihre Miethe pünktlich zahlen, sonst werfe ich sie hinaus. Ich bin, wenigstens hat man es oft gesagt, eine strenge, harte Frau, das heißt, ich helfe nur denen, die sich selbst helfen wollen; oder denen, welche dazu ohne ihre Schuld außer Stande sind. Die Mittelklasse, die da könnte und nicht will, der Verschwender, der Schuldenmacher und der Tagedieb sind mir verhaßt, ihnen trete ich auf das Entschiedenste entgegen. Sie dürfen keine Nachsicht von mir hoffen."

Während sie sprach, trat wieder der Blick der Entrüstung, der sich jetzt so selten zeigte, in ihre Augen. Sie war erregter, als es mit der Sache vereinbar, und mein Vater sah sie etwas erstaunt an, doch schien er sich noch zu rechter Zeit an Manches zu erinnern und sagte sehr sanft:

„Nein, Mylady, Sie sollen nicht Ihre Güte verschwenden. Es ist nur gerecht, was Sie fordern." „Wer nicht arbeitet, soll nicht essen," denn er würde nur den Fleißigen das Brot nehmen. Nur Gott ist so vollkommen, daß er seine Sonne über Gute und Böse scheinen lassen kann."

Lady de Bougainville schwieg, aber ein sanftes Erröthen, das einer alten Frau so gut steht, stieg in ihrem Gesicht auf, und sie sah meinen Vater mit zärtlicher Güte an, mit einem Blick, den sie oft für ihn hatte, selbst wenn ihre Ansichten weit auseinander gingen.

Sie fuhren im Entwerfen ihrer Pläne fort, ich in meiner Lectüre, obgleich ich nicht recht dabei war. Ich weiß nicht, ob der beabsichtigte Bau der Häuser meine

Gedanken nach einer besonderen Richtung führte, aber ich war sehr erschrocken, als mein Vater einen Namen nannte, der unter uns seit mehr als zwei Jahren nicht ausgesprochen worden war.

„Winny, hast Du keine Ahnung, was aus dem jungen Manne geworden ist, Donell hieß er ja wohl? nein, Donelly, der das Haus von Herrn Jones baute."

„Nein", erwiderte ich heiß erröthend, was jedoch durch das Zwielicht verborgen ward.

„Er würde der rechte Mann sein, Lady de Bougainville, zum Bau Ihrer Häuser. Er war ganz von der Idee erfüllt. Da er selbst dem Volke entstammt ist, kennt er dessen Bedürfnisse am Besten. Und er war so klug, so brav und gewissenhaft. Winny, denke nach, wie wir ihn herbekommen!"

„Er ging außer Landes."

„Aber er kann jetzt zurück sein, vielleicht weiß Jones seine Adresse. Ich möchte wohl von ihm hören; er war solch ein lieber Mensch; ein aufsteigendes Gestirn, gerade wie Sie es lieben, Lady de Bougainville."

Was sollte ich thun? Die Wahrheit gestehen und einem jungen Manne bei seinem Fortkommen hinderlich sein, weil er einst um meine Hand gebeten, das wäre lächerlich gewesen. Und andererseits ihn herkommen lassen und ihm wieder begegnen, wie es geschehen mußte, denn ich war Lady de Bougainville's rechte Hand, ich konnte öfteres Zusammentreffen mit ihm gar nicht vermeiden, das war auch schlimm. Während ich nachdachte, ob es eine Minute oder eine Stunde dauerte, weiß ich nicht, so peinlich war meine Verwir-

rung, wurde die Entscheidung mir aus der Hand genommen. In ihrer schnellen Art eine Sache in Angriff zu nehmen, klingelte Lady de Bougainville und sagte dem eintretenden Diener:

„Tragen Sie meine Karte zu dem Herrn Jones drüben und vermelden Sie ihm, er würde mich sehr verpflichten, wenn er die Adresse seines Architecten, des Herrn Donelly, darauf schriebe."

Nun wohl! sie that es, sie und das Schicksal. Ich mischte mich nicht hinein, ich wußte kaum, ob ich froh oder traurig darüber war; auch dann noch nicht, als mir Lady de Bougainville nach zwei Tagen mittheilte, sie hätte eine Antwort von Herrn Donelly erhalten.

„Einen prächtigen, einsichtsvollen und praktischen Brief; Sie können ihn lesen, Winny. Und er verliert keine Zeit, was mir auch lieb ist. Er wird in ganz kurzer Zeit, vielleicht schon in den nächsten Stunden hier sein. Ich muß ihn wohl selbst sprechen — und doch" —

Sie war nervös erregt; sie sei schon den ganzen Morgen so gewesen, meinte Bridget; und sie wunderte sich gar nicht darüber.

„Mylady hat in zwanzig Jahren und darüber keinen Fremden hier im Hause gehabt;" sagte die treue Dienerin.

Ein Fremder und zugleich ein Irländer! Dieses Letztere schien Lady de Bougainville am unangenehmsten zu sein, und erregte sie bis zu dem Moment, als Herr Donelly angemeldet wurde. Da erhob sie sich und indem sie mehrere Male die Worte wiederholte: „Es ist ungerecht — ungerecht!" nahm sie meinen

Arm. „Sie kommen mit, Winifred, ich mag nicht gern allein Fremden gegenüberstehen.“

Mit schwächerem Schritte als gewöhnlich ging sie durch die Halle und erstieg die schöne Treppe zu dem Zimmer mit den Gobelins. Dort sahen die schattenhaften Gestalten an den Wänden bei dem trüben Regenwetter noch bleicher und fremdartiger aus. Davor stand Donelly, die Tapeten musternd.

Er war recht verändert; älter, ernster geworden und von der Sonne gebräunt; trotzdem war es noch dasselbe Antlitz mit dem gütigen, biederen und und offenen Ausdruck. Ich blickte nicht lange darauf, verbeugte mich nur, wie er das Gleiche that, ohne mir seine Hand darzureichen, und dann schlich ich mich in die fernste Fensternische.

Von dort aus beobachtete ich ihn und Lady de Bougainville, wie sie in lebhafter Unterhaltung beieinander standen. Zuerst berührte diese die Gobelins, welche er sehr bewunderte und von denen sie ihm jedes einzelne zeigte und erklärte; dann erst setzten sie sich und gingen ohne Zögern in die große Frage des Baues ein.

Lady de Bougainville fand an dem jungen Manne Gefallen, obgleich sein irischer Accent sie ab und zu erschreckte und einen eigenthümlich trüben, zerstreuten Ausdruck in ihr liebes Antlitz brachte, bis dann wieder eine seiner klugen und großherzigen Bemerkungen — und die Sache rief viele solche hervor — sie aufmerksam lauschen ließ. Er hatte viel über den Plan zu sagen, und er sprach nicht nur gut, sondern begeistert, wie sein Herz von der Sache voll war. Seine Energie und



sein Enthusiasmus schienen ihr nicht zu mißfallen, im Gegentheil ihre Sympathie zu erwecken, indem sie dadurch an etwas erinnert wurde, was einst auch in ihr gelebt und nun erstorben war.

Sie beriethen wohl zwei Stunden, dann war Alles geordnet, und er verließ uns.

„Ja er gefällt mir," sagte Lady de Bougainville, sobald er gegangen war, und er zögerte nicht eine Minute, nachdem das Geschäftliche erledigt. „Ihr Vater hat Recht, ich will Herrn Donelly trauen, obgleich er ein Irländer ist."

So kam er den ganzen Frühling hindurch, sobald nach ihm geschickt wurde und noch öfter, wenn es nöthig war, nach Brierley Hall; niemals nach unserem Hause. Meines Vaters gütige Einladungen wurden höflich und freundlich, aber entschieden abgelehnt. Wenn Herr Donelly und ich uns zufällig begegneten, war sein Wesen höflich, etwas fremd und so durchaus gehalten, daß ich zuweilen glaubte, er habe die ganze Episode vergessen und es sei vielleicht gar nicht so nöthig, daß ich mich ihm so fern hielt. Der Bau schien ihn ganz allein in Anspruch zu nehmen — vielleicht war er auch verheirathet. Würde es mich gefreut haben, wenn ich gehört, er habe sich in der Zwischenzeit vermählt? Ich wage es nicht zu entscheiden. Ja, hätte selbst sie, die ich als mein Gewissen betrachtete und der gegenüber ich mir jetzt oft als eine Heuchlerin vorkam, hätte Lady de Bougainville selbst mir diese Frage vorgelegt, ich hätte nicht gewußt, wie ich antworten sollte.

Sie aber that keine Fragen, anscheinend dachte sie

weniger als sonst an mich, so nahm sie der Bau der Häuser in Anspruch. Sie wuchsen unter unseren Augen empor, täglich sah man einen Fortschritt; und meine alte Freundin interessirte sich sehr dafür. Denn sie waren, wie sie sagte, nicht blos todter Stein und Mörtel, sondern greifbare Segnungen und würden sich Vielen als solche erweisen, wenn sie lange todt wäre. Sie als solche sich bewähren zu lassen, berührte sie im Vereine mit Herrn Donelly die trockensten Einzelheiten. Beide prüften, ob die Fenster sich gut öffneten, die Thüren sicher schlossen, ob die Mauern fest, die Dächer dicht wären, damit die armen Leute ja nach ihren Bedürfnissen desselben Comforts wie die reichen genössen.

„Ich glaube nicht durch diese Anlegung meines Kapitales zu gewinnen, doch auch nicht zu verlieren. Denn Sie wissen, um der reinen Barmherzigkeit willen thue ich hier nichts. Die braven, tüchtigen und redlichen Arbeitsleute, welche mir ihre Miethe pünktlich bezahlen, sollen, so viel in meinen Kräften steht, in diesen Häusern glücklich gemacht werden; die Trunkenbolde und Tagediebe mögen gehen. Güte gegen sie ist Ungerechtigkeit gegen die anderen."

„Ich stimme Ihnen bei," erwiderte Herr Donelly. „Und doch," er wandte sich zu ihr und sah sie mit seinen ehrlichen Augen voll an, „wenn die Sachen schlimm gingen, so würde man gerade in Ihnen, Mylady, die Milde und Güte finden, die langmüthig und freundlich ist."

Sie sprachen oft in dieser Art miteinander von anderen als nur geschäftlichen Dingen; ich stand lauschend von fern, ganz still, ja sogar ein Wenig eifer-

süchtig, wenn auch nicht geradezu unglücklich. Man hat es doch gern, wenn ein Mann, der einst um uns geworben, sich nicht so zeigt, daß man sich seiner zu schämen braucht.

Es war gerade an dem Tage, als sie das Vorhinerwähnte besprachen, daß sie sich so vertieften, daß Herr Donelly den Zug versäumte. Zum ersten Male lud ihn Lady de Bougainville ein das zweite Frühstück mit uns zu theilen. Was sie dazu bestimmte, kann ich nicht sagen; denn es war seit zwanzig Jahren nicht geschehen, daß Jemand anderes außer mir mit Lady de Bougainville zu Tische gesessen. Der junge Baumeister nahm die Aufforderung nicht ohne Zögern an; und bald saßen wir drei beisammen und bemühten uns recht zwanglos uns zu unterhalten; am meisten Lady de Bougainville, obgleich ich an ihrem Gesicht sah, dessen Ausdruck ich studirt, daß ihr jedes Wort schwer wurde und sie am liebsten die Einladung zurückgenommen hätte.

Als angekündigt wurde, daß das Frühstück servirt sei, nahm sie mit einem entschuldigenden Lächeln gegen mich den Arm ihres Gastes und ging nach dem Speisezimmer.

Ich rufe mir gern diese Erinnerungen zurück, ich sehe mich wieder, wie ich den Beiden folgte, als sie langsam die Halle zwischen den grünen Marmorpfeilern durchschritten. Sie waren ein herrliches Paar; Lady de Bougainville's hohe Gestalt stand im schönen Ebenmaß zu der Größe des jungen Mannes. Sie hätten Mutter und Sohn, besser noch Großmutter und Enkel sein können; denn wenn ihre ältesten Kinder

gelebt, würde sie unfehlbar solchen Enkelsohn gehabt haben.

Mochte sie wohl daran denken? Oder fiel es ihr ein, als sie mit uns Beiden an dem großen Tische saß, wie dieser einst so voll besetzt gewesen und wie in dem Speisezimmer Lachen und Scherzen ertönt war? Was sie aber auch denken mochte, sichtbar wurde nichts davon. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie ernst und doch freundlich an ihrem Platze saß, den sie so lange Jahre eingenommen, sich bald zu mir, dann wieder zu Herrn Donelly wendend, indem sie mit uns sprach, wie sie vielleicht aus jener Welt mit uns gesprochen haben würde, der sie zuweilen schon halb anzugehören schien.

Sie redete mit Herrn Donelly mehr als mit mir; doch berührte sie nicht einmal den Bau, so nahe er ihrem Herzen lag. Es war einfach die Unterhaltung einer Dame mit einem Gentleman, der, wie weit auch seine Ansichten von den ihrigen entfernt lagen, doch ein Gentleman blieb und als solcher behandelt wurde. Sein Benehmen gegen sie war der Art, daß wohl schwerlich einer der alten de Bougainville mehr ritterliche Höflichkeit und zarte Rücksicht zeigen konnte, als Herr Donelly meiner alten theuren Dame stets erwies.

Aber sie stritten und kämpften ganz tapfer, diese beiden so aufrichtigen Menschen, und zuletzt kamen sie auf einen Gegenstand, der mich erschreckte.

Es betraf Herrn Jones, den früheren Handwerker, der sich hierher zurückgezogen und vor dem Lady de Bougainville von all den um sie her wohnenden reichen Emporkömmlingen am meisten zurückzubeben schien.

„Ich wundere mich nicht darüber,“ sagte Herr Donelly, „er ist ein rauher, ungebildeter Mensch, der das, was ihm mangelt, durch den Prunk mit seinem Reichthum zu verdecken sucht. Aber er ist dabei ein es redlich meinender Mann, der seinen Kindern das zu geben sucht, was ihm fehlt. Die Mädchen sind wohlerzogen und gebildet, die Knaben werden alle auf Schulen und Universitäten geschickt. Eine Generation später werden die Jones möglicher Weise schon eine bedeutende Familie sein, jedenfalls aber eine wohlerzogene und hochgebildete.“

„Meinen Sie?“

„Ja, ich fühle es vorahnend. Sie werden es sehen, Mylady.“

„Nein, ich werde es nicht sehen,“ entgegnete sie sanft, „aber ich freue mich, es glauben zu können. Jetzt im Alter glaube ich Manches, was ich in meiner Jugend bezweifelte. Und dies will ich glauben, weil Herr Donelly es mich versichert,“ sagte meine theure Freundin mit einer ihrer leisen, etwas altmodischen Verbeugungen.

Die anmuthige Höflichkeit berührte ihn nicht. Ach, er war selbst zu ernst von dem Gegenstande bewegt.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Lady de Bougainville. Denken Sie nicht, daß ich Geburt und gute Erziehung unterschätze. Aus gutem Stande und von Kindheit an unter hochgebildeten Menschen zu sein, muß eine der größten Segnungen sein, die uns treffen können. Aber es ist doch immer nur ein zufälliger Glücksumstand, und die, denen er fehlt, müssen ohne ihn emporkommen. Ich denke, man kann es. Als Knabe träumte ich es, daß nächst dem Glück, der Abkömmling einer edeln, alten

Familie zu sein, das Beste sei, der Gründer einer solchen zu werden."

„Das scheint mir noch größer," erwiderte Lady de Bougainville.

Wir hatten uns von Tische erhoben und standen nahe der Thür. Als er sprach, hatte er sich emporgerichtet zu seiner vollen Höhe, und indem er die Schultern etwas zurück warf, (eine seiner Eigenthümlichkeiten) blickte er halb traurig, doch ganz furchtlos mit seinen klaren, guten Augen in die unbekannte Zukunft. Lady de Bougainville begegnete diesem Blick und zum ersten Male reichte sie ihm ihre Hand dar. Er nahm sie ehrerbietig, dankbar, fast zärtlich in die seine; und Arm in Arm schritten sie wieder vor mir durch die Halle.

Während des Gehens hörte ich etwas, das vielleicht nicht für mich bestimmt war, doch vermochte ich meine Ohren nicht zu verschließen.

Lady de Bougainville fragte ihn, aus wirklicher Theilnahme, nicht aus Neugier, wie sie sagte, ob er, da er von dem Gründen einer Familie spräche, verheirathet sei.

„Nein."

„Aber, vielleicht steht es bald in Aussicht?"

„Nein." Er zögerte etwas, dann fügte er hinzu: „Da die Sache nur mich betrifft, kann ich aufrichtig gegen Sie sein. Ich warb einst um eine Dame, sie wies mich zurück. Damit ist es abgethan. Mein Beruf muß mir an Stelle einer Frau stehen."

„Das ist schade. Die Dame hat jedenfalls viel verloren. Sie würden ein guter Ehemann gewesen sein."

„Ich danke Ihnen.“

Sie sprachen nicht weiter über den Gegenstand; und Lady de Bougainville respectirte sein Vertrauen; denn indem sie später über ihre ganze Unterhaltung mit mir redete, erwähnte sie dieses Theiles nicht. Aber sie sprach sehr gut von ihm, und als er das nächste Mal wieder kam, war ihr Wesen gegen ihn so huldvoll und gütig, wie es nie früher gewesen.

„Denn trotz seiner Jugend, achte ich ihn hoch,“ meinte sie. „Er hat mir auch wieder eine gute Lehre gegeben. Kind, ich sagte es Ihnen schon öfter, man lernt nie aus.“

Lernte auch ich etwas? Ich kann es nicht sagen. Es schien, als lebte ich in einem wunderbaren Traum dahin; bald war ich glücklich, bald traurig, immer war es mir, als müsse ich etwas erwarten, etwas befürchten, nicht wissend, was der nächste Tag bringen würde.

Endlich geschah etwas, obgleich ich es nicht gleich erfuhr.

Herr Donelly ward wieder zum Frühstück eingeladen — ich selbst mußte das Billet schreiben und Lady de Bougainville unterzeichnete es nur, wie sie jetzt beinahe bei aller Correspondenz that.

Zum ersten Male fehlte er bei einer Verabredung; doch am nächsten Tage erhielt Lady de Bougainville einen langen Brief, den sie in ihre Tasche steckte, ohne ihn mir zu zeigen; sie wolle mir nachher davon erzählen, meinte sie; dennoch geschah dies nicht.

Den ganzen Tag war sie zerstreut und nachdenklich, und verfiel wieder in ihre alte Weise des Stillschweigens.

Ja, ihre kleinen „Absonderlichkeiten," ihre Unruhe, Gereiztheit und der leicht erregte Widerspruch, die sie am Anfange unserer Bekanntschaft noch gehabt, die aber mehr und mehr in dem Frieden und in der Heiterkeit ihres Alters verschwunden waren, kamen wieder zu Tage. Das neue lebhafte Interèsse ihres jetzigen Lebens, der Bau der Häuser, schien fast vergessen, und sie weilte unaufhörlich bei lang entschwundenen Dingen und Zeiten.

An diesem Tage erzählte sie mir zum ersten Male die Geschichte ihres Geheimnisses, das sie sieben Jahre bewahren mußte; und wie viel sie das gekostet hatte.

„Nicht daß ich es bedauerte, Winny, oder bezweifelte, ich habe Recht gethan. Aber selbst wenn die Pflicht ein solches Geheimhalten auferlegt, es bleibt immer eine schwere Bürde und ich beklage Alle, die sie zu tragen haben."

Sie blickte mich an, sah wieder fort, und kam auf sich und ihre Erlebnisse zurück; indem sie mir von ihrer früheren Armuth und anderen Vorgängen in Ditschley in einer Art, wie nie vorher, erzählte; ich sei jetzt kein Kind mehr, meinte sie, und sie spräche gern von der Vergangenheit zu mir, wenn ich es nicht ungern hörte.

„Ich selbst hatte eigentlich keine Jugend, wie Sie wissen, ich heirathete so früh. Sehr frühzeitige Heirathen sind nicht immer rathsam, ja wie Bridget, die Männerfeindin, Ihnen sagen würde, ein jedes Ehebündniß ist ein Wagniß. Ich wundere mich nicht, daß sie zuweilen unglücklich sind, vielmehr, daß sie jemals glücklich sind. Ich würde keinem jungen Mädchen rathen zu heirathen, es sei denn, daß sie den Mann ihrer Wahl genau kennt

und innig liebt; und," sie streichelte meine Wange, „ich würde so traurig sein, meine kleine Winny in Kummer zu sehen, so daß ich froh bin, sie mag keinen Mann besonders leiden und wird jetzt noch nicht heirathen, vielleicht niemals."

„Nein, niemals!" rief ich voller Aufrichtigkeit, in dem festen Glauben, ich könne gar keinen Mann so lieben, wie ich sie liebte, die sich über mich beugte mit ihrem theuren Antlitz, welches wieder einen friedlichen und zärtlichen Ausdruck hatte.

Lady de Bougainville lächelte und sprach weiter nur von sich selbst, wobei sie mehr verrieth, als bekannte, wie hell und golden ihre Mädchenträume gewesen, wie sie zerflossen wären gleich Morgenwolken, und sie ihr zerstückeltes Leben durch Sturm und Regen, Frost und Hitze tapfer habe hindurch führen müssen, bis sie endlich, eine einsame, alte Frau, zum Abendgrau gekommen sei.

„Nicht zum Abendgrau, sondern zu einem schönen Sonnenuntergange gleich diesem," rief ich und deutete nach Westen, wo durch die sechs Fenster des Gobelinzimmers eine Fluth gelben Lichtes hineinströmte, in dem die bleichen Schattengestalten fast lebendig aussahen. „Sie sind gleich Columbus, dem Sonnenuntergange zusegelnd und ihn vor sich sehend — so hell und klar!"

„Ja, und als er weit, weit nach Westen gesegelt — erinnern Sie Sich? — und er und seine Schiffsmannschaft fast erschöpft waren, bemerkten sie noch in großer Ferne über die See hin den Duft der noch unsichtbaren Gewürzländer. Und sie faßten von Neuem Muth, denn sie wußten, das Land war nahe."

Lady de Bougainville sprach halb zu sich selbst, mit jenem wunderbaren Blick in ihren Augen, der nicht von dieser Welt war. Erschreckt umfaßte ich sie und bat sie, nicht zu reden, denn mir war, als sah ich ihr Engelsflügel wachsen. Sowohl an dem Tage als später vergaß ich in der Angst und Sorge um sie, denn irgend eine Gemüthsaufregung hatte einen ihrer leichten Krankheitsanfälle herbeigeführt, Herrn Donelly und seinen Brief.

Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß die Sache berührt wurde. Der junge Baumeister kam selten nach Brierley Hall und nie, wenn ich dort war; durch Zufall entdeckte ich, daß er und Lady de Bougainville sich oft bei den neuen Häusern sahen und da die besten Freunde waren.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Mylady einen jungen Mann und überdies einen Irländer so gern haben könnte," sagte Bridget; „aber die Wunder hören ja in der Welt nicht auf."

Da nun meine alte Freundin nie zu mir darüber sprach, schwieg auch ich natürlich.

Nach und nach kam eine eigenthümliche Eifersucht über mich; aber auf wen? Ich konnte es nicht sagen, doch machte sie mich sehr elend. Etwas oder Jemand schien sich zwischen mich und sie gestellt zu haben, die nicht mir allein gehörte, und ich konnte es nicht ertragen. Ich klagte nie, dazu war ich zu stolz; aber alles Licht und alle Freude schienen aus meinem Leben geschwunden. Ich ging still und trübselig dahin; als aber selbst mein Vater bemerkte, wie krank ich aussähe, da versuchte ich unnatürlich heiter zu sein. Denn ich fühlte nicht nur

krank, sondern böse zu sein, ich haßte Alle um mich her, am meisten mich selbst. Ich litt — mein Gott, wie kann man in der Jugend leiden!

Bemerkte es Lady de Bougainville? oder dachte sie in der ihr eigenthümlichen Ruhe des Alters, meine Kümmernisse würden bald vergehen, wie die ihrigen vorüber waren? Zu Zeiten glaubte ich es und beneidete sie, wie Alle die, deren Leben ausgefüllt, deren Geschichte erzählt war und die keinen Kummer mehr zu erwarten hatten.

Eines Tages, als ich zu ihren Füßen saß und sie ihre Hand auf meinen heißen Kopf gelegt hatte, sagte sie:

„Ja, Sie haben Recht, Winny, jetzt bekümmert mich nichts mehr, wenigstens nicht sehr. Im Alter sieht man klarer und weiter als in der Jugend. Es ist, als stände man auf einem Hügel, von welchem man die Wege des Lebens in ihren richtigen Verhältnissen überschaut und selbst der anscheinend irreführende zum Ziele bringt."

Sie sprach noch mehr in dieser Art, was mich zum Weinen brachte, doch nicht so heftig, daß meine alte Freundin dadurch beunruhigt worden wäre. Wir saßen lange bei einander und fühlten uns inniger verbunden, denn seit einiger Zeit, als unser Gespräch plötzlich durch Herrn Donelly unterbrochen wurde.

Ganz ersichtlich hatte ihn Lady de Bougainville nicht erwartet, sie schien so überrascht, wie er durch mein und ihr Beisammensein betroffen war, und wir Alle sahen recht verlegen aus.

Er entschuldigte sich über sein unerwartetes Erscheinen, welches er als unvermeidlich bezeichnete.

„Ich habe jene Arbeit in Indien erhalten, von der ich Ihnen erzählte, Mylady, und ich muß in vier Tagen abreisen, wenn Sie nämlich gestatten, daß ich die Vollendung Ihrer Häuser einem bewährten Freunde übertrage. Sie sind fast fertig, mein Werk wäre hier bald beendet. Dort hat man mich für zehn Jahre nöthig, es würde mir sehr vortheilhaft sein — wollen Sie mich freilassen, jenes Anerbieten anzunehmen?“

„Ganz gewiß. Doch kommen Sie mit mir in mein Zimmer, mir dort Alles zu erklären!“

Die Erklärung schien mir sehr lange zu dauern. Ich saß regungslos auf meinem Stuhl und sah zerstreut, wie das Licht verglommen, hörte wie im Traume, daß die Vögel nach und nach verstummten, bis Lady de Bougainville zurückkam und mir sagte, er sei fort; da erkannte ich, daß ich ihn nach menschlicher Berechnung wohl nie im Leben wiedersehen würde. Niemals! denn er hatte sowohl für meinen Vater als für mich eine förmliche Botschaft zurückgelassen. Lady de Bougainville überbrachte mir sein Lebewohl, dann setzte sie sich still und betrübt nieder.

„Ja, ich bin traurig, daß er fort ist,“ begann sie nach einer Weile. „Ich mochte ihn gern leiden. In der letzten Zeit gab ich mir viel Mühe mit ihm bekannt zu werden, das hat ihn mir nur werther gemacht. Er hat das echte, warme Herz der Irländer und ein Gewissen dabei; die angenehmen Manieren, die bekannte irische Liebenswürdigkeit ist bei ihm mit Treue und Aufrichtigkeit verbunden; ich prüfte ihn und er hat mich

nicht getäuscht. Nein, er hat mir eine Lehre gegeben, die ich trotz meines Alters noch zu lernen hatte."

Was dies war, wagte ich nicht zu fragen; ich konnte auch nicht sprechen, denn ich begann zu weinen. Lady de Bougainville zog mich an sich und flüsterte:

„Armes, kleines Mädchen. Sie brauchen mir nichts zu erzählen, er hat mir Alles vertraut."

„That er das? Wie konnte er es wagen!" rief ich in heißer Empörung; denn ich war nicht ich selbst, und wußte kaum, was ich sagte oder that. „Er hat Ihnen Alles mitgetheilt, und Sie denken" —

„Daß mein kleines Mädchen das Rechte that, und er denkt auch so. Wie konnte er erwarten, daß meine Winifred gleich auf einmal einem Manne zufiele gleich einer reifen Frucht? Er war ein thörichter Mensch, das sagte ich ihm." Ich schwieg.

„Aber er ist zugleich," fuhr sie sanft fort, „ein guter braver Mensch, großmüthig und treu, ehrlich und wahr. Ich bin mit Allem, was ihn betrifft, von seiner Geburt an bekannt, und es ist nichts, dessen er sich zu schämen hätte, darin. Wenn Sie ihn ganz kennten, möchten Sie ihn vielleicht lieben, ich sage nicht, es würde, doch könnte es so sein; denn er ist ein Mann, dem Sie vertrauen könnten, und das ist doch der Anfang und das Beste aller wahren Liebe."

Sie seufzte und suchte in mein Gesicht zu sehen, das ich aber verbarg.

„Was ist der Grund Ihrer Abweisung? daß er eines Handwerkers Sohn ist?"

„Nein, das thäte nichts," erwiderte ich mit einem Ernst, der mich selbst überraschte; aber ich war in den letzten Jahren einsichtsvoller geworden.

„Sie haben Recht, Winny, seine Geburt an sich könnte und dürfte nie ein Hinderniß sein, und überdies hat er eine gute Erziehung genossen und ist hochgebildet. Da ich noch nicht ganz meine Standesvorurtheile abgelegt, könnte es mich vielleicht abgehalten haben, wenn er eine ganze Menge unangenehmer ungebildeter Verwandte hätte; dies ist auch nicht der Fall. Er steht ganz allein in der Welt, zu einsam für solch ein warmes Herz. Und dies hat er nun unwiderruflich an ein gewisses kleines, mir bekanntes Mädchen gehängt. Ich will Ihnen nicht zureden, Winny! Liebe muß ein freiwilliges Geschenk sein; oder sie ist werthlos. Können Sie ihn nicht lieben, so ist es besser, er geht. Er wird leiden, aber es muthig tragen; geschäftigen, arbeitsamen Männern bricht nicht leicht das Herz. Wenn er Sie aber nicht heirathet, so glaube ich, heirathet er nie eine Andere."

Lady de Bougainville schwieg. Welchen Gegensatz bildete die sanfte, leise Rede, die linde Berührung der kühlen Hand, zu dem Aufruhr, der in mir tobte, zu dem Chaos von Gedanken und Gefühlen, das mich verwirrte und mir heiß machte, daß das Zimmer mit mir sich zu drehen schien.

„Verwunde oder ärgere ich Sie, indem ich so spreche, meine Liebe? Verzeihen Sie mir, aber Sie haben keine Mutter, und eine rechte und gute Mutter ist stets die

beste, sicherste Freundin und Rathgeberin. Ich denke an meine eigene Tochter" — ein Zucken lief über ihr Antlitz, als sei selbst noch jetzt die Erinnerung zu trübe und bitter. „Ich will lieber davon nicht sprechen. Meine Tochter ist ja auch lange bei Gott."

Doch konnte keine Mutter zarter und sympathischer sein, als sie zu mir, dem Kinde einer fremden Frau, war, das durch kein verwandtschaftliches Band ihr verknüpft; sie gab sich die größte Mühe mir in meinem unklaren Zustande zu helfen, mich mir selbst verständlich zu machen. Denn ich war meines Herzens nicht sicher, ich wußte nicht, was zu thun, nur daß ich das Rechte wollte, und über Allem stand das Eine, die entsetzliche Angst von ihr getrennt zu werden.

„Aber wir müssen doch einst von einander scheiden," sagte sie sanft; „und ehe ich gehe, würde es mir ein Trost sein, mein kleines Mädchen in sicherem Schutz zu wissen, in dem eines braven Mannes der zart aber nicht schwach ist, der sie hüten und wahren wird ohne sie zu tyrannisiren. Kind, wenn Sie wüßten, was es heißt, nur das Scheinbild eines Gatten sein zu nennen, einen sogenannten Beschützer, gegen den man sich selbst und noch Andere als sich schützen muß, wenn sie das Elend kennten Kinder zu haben, deren Aehnlichkeit mit ihrem Vater der größte Schrecken, ein Verderben werden könnte! Doch haben manche Frauen dies tragen müssen, ich selbst habe derartiges in meinem Leben gesehn; und es würde mich glücklich machen, wüßte ich, ehe ich sterbe, daß solch hartes Loos meine kleine Wini=

fred nicht befallen kann; es geschähe nie, wenn sie Edward Donelly heirathete!"

Dann sagte sie noch viel über ihn. (Ich sehe, ich schreibe nur immer „er" und „sie," als wären sie die einzigen Menschen in der Welt.) Alle ihre Worte enthielten Wahrheit, das wußte ich.

„Wie wäre es," flüsterte sie mit dem neckenden Tone und Wesen, das ihr so gut ließ, „wenn statt, daß eine alte Frau Ihnen so von Liebe spricht, der junge Mann selbst käme und seine Sache betriebe?"

„Er kann nicht," erwiderte ich zwischen Scherz und Wehmuth, „es ist zu spät. Er ist für immer fort."

„Nein — noch nicht," und ihr Lächeln ward ordentlich muthwillig. „Ich rieth ihm einen tüchtigen Spaziergang zu machen, und dann wieder zu kommen, nachdem ich Sie fortgeschickt, Sie kleine trotzige Person, die er so fürchtet durch seine Gegenwart zu beleidigen, daß ich noch lange nicht genug von seiner Gesellschaft gehabt habe. Er wird eine Tasse Thee mit mir trinken und dabei ein langes Abschiedsgespräch mit der alten Frau haben, die ihn gewiß nie in diesem Leben wiedersehen wird. Horch!"

Ja, wir hörten auf dem Kieswege unten den Schritt eines Mannes — den eines jungen Mannes, fest und stark wie er selbst und trotzdem etwas zögernd. Ich weiß nicht, wie es kam, aber der Ton drang in mein Herz.

„Soll ich ihm sagen, abzureisen? oder ihn hierher rufen? Wählen Sie. Nur ein Wort, meine kleine Winny — ja oder nein?"

Ich sagte weder das Eine noch das Andere, aber ich hing schluchzend an ihrem Halse. Sie küßte und segnete mich, fast selbst weinend, und dann ging sie fort. —

An dem Tage tranken zwei junge glückliche Menschen den Thee mit Lady de Bougainville; doch wird man nicht erwarten, ich solle mich noch erinnern, was bei der denkwürdigen Mahlzeit vorfiel. Ich fürchte, die Unterhaltung war zerstreut und nicht amüsant. Nur ihrer Erscheinung erinnere ich mich noch, der Vielgeliebten, die in ihrem hübschen, schwarzseidenen Kleide mit den weißen Kragen so schön und lieblich dasaß, und ihr strahlendes Antlitz uns zuwandte mit dem frohen, beseligten Ausdruck, den die haben, welche Glück schaffen halfen, nachdem ihr eigenes Glück längst vorüber.

Mein Ned — wir Beide beschlossen, daß ich ihn so nennen sollte, weil der Name Edward sie weh berühren könnte, sie, die wir über Alles hoch hielten — mein Ned war, wie Lady de Bougainville gewußt, meinem Vater der liebste Schwiegersohn, den er finden konnte; besonders als mein Verlobter einwilligte, um mich von den Beiden Theuren nicht zu trennen, die, wie sie sagten, nicht ohne mich sein konnten, die ersten Jahre in dem Pfarrhause in Brierley mit mir zu leben. Es kostete Ned wohl einen Kampf, das unbehagliche Gefühl des Mannes zu besiegen, der in das Haus seines Schwiegervaters zieht; doch war mein Vater eine solche Ausnahmsperson, daß es keine Demüthigung oder Kränkung sein konnte. Und Edward Donelly war ein zu ehrlicher, biederer Mann, um sich den Schein sehr nahe gehen

zu lassen. Er sagte, wenn er je einen Wahlspruch nähme, solle es sein: „Frage nie nach dem Schein."

Natürlich ging er nicht nach Indien. Alle anderen Rücksichten nicht beachtend, so gab es doch eine, die wohl galt; denn ein gewisses kleines Mädchen wollte lieber ihr ganzes Leben hindurch eines armen Mannes Frau sein, als ihm gestatten, seine Gesundheit, sein Leben zu wagen in dem Streben nach Reichthum, den er dort vielleicht gefunden. Er schlug das vortheilhafte Anerbieten aus, bereute es aber niemals.

Unser Brautstand war nicht lang, und wir verbrachten ihn größten Theils in Brierley Hall bei seiner theuren Herrin. Sie sagte, unser Liebesleben störe sie nicht, nein, es freute sie sogar, und nebenbei hatte sie nun zwei junge Menschen um sich, die sie anbeteten. Denn Ned trat in seiner chevaleresken Weise mir ganz zur Seite.

Er kam gewöhnlich jeden Sonnabend und blieb bis Montag in Brierley, nur diese Tage gehörten ihm in seinem geschäftigen Leben. O, diese himmlischen Sonntage! erst der friedliche Kirchgang am Morgen, dann Nachmittags unser Lustwandeln im Schatten der grünen, herrlichen Bäume oder das Weilen im Sommerpavillon, von dem aus wir das Haus sahen, welches er dem reichen Herrn Jones gebaut, auf dessen Entwurf und Ausführung mein Ned selbst stolz war. Abends die stillen schönen Stunden im Gobelin-Zimmer, denn wir ließen unsere alten Freundin nie lange allein, sondern saßen bei ihr, ihrem anmuthigen Erzählen lauschend. Sie sprach so heiter und jugendfrisch, war viel

klüger und amüsanter als ich, was Ned zugestehen mußte.

Bald, schneller als ich es wünschte — aber Lady de Bougainville bestand darauf es mit anzusehen — kam unsere stille, einfache Hochzeit herbei, bei der die einzigen Festlichkeiten in einem Mittagessen für meine Armen und einer Theegesellschaft für meine Schulkinder auf der zur Halle gehörenden Wiese bestanden. Mein Vater traute uns, und da es im Gebetbuch nicht entschieden ist, ob ein Mann oder eine Frau die Braut weggeben sollte, so übernahm Lady de Bougainville dieses Amt. Ich sehe sie noch vor mir in ihrem schleppenden, grauseidenen Kleide — welches sie nur dies einzige Mal trug — dem schwarzen Sammetmantel und enganschließenden, weißen Crepphut, unter welchem ihr altes, liebes Gesicht noch schön aussah. Und ich fühle die Berührung der weichen, schwachen Hand, welche die meine in die junge, kräftige legte, die sie fest und sicher halten und mich daran durchs Leben führen will. Später als mein Gatte und ich durch das Schiff der Kirche schritten, bemerkte ich — und fragte mich, ob sie es auch that — wie die Sonne auf den Kirchstuhl der Lady de Bougainville schien und die weiße Tafel beleuchtete, auf der unter der langen Liste von Namen die Worte standen: „Hier ruhen sie Alle."

Alle — Alle. Jeder ihres eigenen Fleisches und Blutes, auf den sie ihre Hoffnung, ihr Glück gebaut. Doch hatte sie nach all dem Kummer weiter gelebt, und Gott hatte ihr auch noch hier auf Erden Ruhe

und Frieden geschenkt. Und wie gesegnet war die arme, kinderlose Mutter, indem sie andere verwaiste Kinder so segnen und beglücken konnte.

Es war ihr innigster Wunsch, daß sie so lange leben möchte, um ein Kind von mir auf ihren Knieen zu schaukeln, aber es vergingen anderthalb Jahre, ohne daß wir eines bekamen, und diese Zeit nagte an dem sehr dünnen Lebensfaden meiner alten Freundin. Sie war über achtzig Jahr alt, wie viel konnten wir nicht sagen, noch vermochte sie es; denn sie hatte lange aufgehört ihre Geburtstage zu zählen. Sie meinte, wir könnten ja ihr Alter ausrechnen, wenn es später nöthig wäre, doch hatte sie die Gewohnheit, oft von ihrem Tode zu sprechen, aufgegeben. Und auch jetzt war das Leben ihr nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm; ihre wenigen körperlichen Leiden trug sie so geduldig und ihr Geist war so jung und frisch. Nur zuweilen, wenn sie mit ihrem wunderbar scharfen Gedächtniß von Menschen und Begebenheiten aus ihrer Jugendzeit erzählte, die nun schon historisch geworden, erkannte sie plötzlich, wie lange sie gelebt und wie sie als ein einsames Wahrzeichen vergangener Jahre inmitten der treibenden und geschäftigen Welt dastand.

„Ich gehöre kaum mehr zu diesem Zeitalter," pflegte sie zu sagen. „Es ist Zeit, daß wir, ich und Bridget gehen, denn wir verursachen nur Mühsal."

Die arme Bridget, welche viel mehr von den Schwächen des Alters zu leiden hatte, sowohl körperlich als geistig, wurde oft von ihrer gütigen Herrin gepflegt und

getröstet in einer halb rührenden, halb humoristischen Art und freundlich ausgelacht als eine „liebe, brummende, alte Frau“, was auch sie wieder zum Lachen und in gute Laune brachte, worauf sie sich bemühte, die unvermeidliche Bürde hohen Alters geduldiger zu tragen. Wenn sie die geliebte Gestalt ihrer Herrin sich noch anmuthig wie sonst, wenn auch nicht mehr geschäftig, bewegen sah, pflegte Bridget wohl zu sagen:

„Mylady ist selbst nicht mehr jung und hat allein genug zu tragen, ohne daß ich sie auch noch plage. Sie sorgte ja aber stets für Jeden, außer für sich selbst.“

Als nun die Zeit kam, da ich auch etwas hülflos ward, kehrte Lady de Bougainville die Sache um und nahm sich meiner sorgend an. Sie arrangirte die ganze kleine Ausstattung für mein kommendes Kindchen, sie selbst schnitt noch die Hemdchen und Röckchen mit ihren geschickten Händen zu, die einst so viele fabricirt hatten. Das letzte Zeichen ihrer seltenen Geschicklichkeit und ihres noch guten Augenlichtes war ein reizend gesticktes Taufkleid für die kleine „Josephine“, wie wir von Anfang an bestimmt hatten sie zu nennen; mit größter Beharrlichkeit es übersehen wollend, daß es möglicher Weise ein „Joseph“ sein könnte. Wir sprachen bei unserer Arbeit so unaufhörlich von der kleinen Josephine, daß sie zuletzt zu einer wirklichen Person für uns ward.

„Nie in meinem Leben war ich Pathe,“ sagte Lady de Bougainville eines Tages, als wir bei unserem Arbeitskorb saßen. „Ich werde ganz stolz auf mein Pathchen und meine kleine Namensschwester sein. Doch

werde ich ihr kein Vermögen hinterlassen, weder ihr, noch ihrer Mutter, nur so viel um „den Wolf“ von Ihrer Thür fern zu halten,“ sagte sie lächelnd. „Das Uebrige muß ihr Gatte verdienen, er kann und wird es. Es thut einem Manne gut — macht ihn noch männlicher — wenn er für Weib und Kind arbeitet und das Bewußtsein hat, auf ihm ruhe die Zukunft der Familie. Das sagte mir auch Herr Donelly erst gestern.“

„Wirklich?“ rief ich, indem das Herz aus meinen Augen leuchtete, dies so schwer zu gewinnende Herz, welches aber jetzt meinem Ned ganz gehörte. „Es liegt mir nicht viel daran, ob er ein großes Vermögen erwirbt, doch wird er einen bedeutenden Ruf, einen berühmten Namen sich verdienen. Und er ist so so gut! O, es ist etwas Herrliches, auf seinen Gatten täglich mehr stolz sein zu können!“

Ich hatte übersehen, zu wem ich sprach, hatte das Bild Sir Edwards über dem Kamin vergessen, das hübsche, weichliche Gesicht mit dem selbstgefälligen Lächeln. Nie sah ich Lady de Bougainville einen Blick darauf werfen, wohingegen es mich noch zuweilen unangenehm berührte.

„Ja es ist eine schöne Sache, stolz, gerecht stolz auf seinen Gatten zu sein. Danken Sie Gott, daß Sie es können!“ sagte sie ruhig und ernst.

Ich schwieg, aber ich erkannte jetzt als Gattin und bald eine Mutter, mehr als je, wie furchtbar die Bürde gewesen sein mußte — die schwerste für ein Weib — welche diese Frau ihr ganzes Leben getragen, ohne zu wanken, muthig bis zum Ende getragen hat.

Es war an diesem Tage — denn Alles, was in diesen letzten Wochen vorging, steht sonnenklar vor mir — daß sich etwas ereignete, was mich freute, daß es gerade damals geschah und ich es erfuhr. Denn es bewies, daß Lady de Bougainville, obgleich sie nach ihrem Ausspruch „eine harte Frau war," wofür sie nebenbei alle ihre redlichen Insassen segneten, weil es ihnen die Müßigen und Trunkenbolde fern hielt, doch nicht unbarmherzig selbst gegen die verfuhr, welche sie verabscheute.

Die Nachmittagspost brachte ihr einen Brief, bei dessen Anblick sie zusammenfuhr und den sie ungläubig hin und her drehte. Indem ich ihn ihr dargereicht, hatte ich bemerkt, daß die Hand mir unbekannt, doch die Schrift groß und eigenthümlich war, wenngleich die Finger wohl schon etwas beim Schreiben gezittert haben mochten. Als Lady de Bougainville den Brief öffnete, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck an, den ich in all den Jahren unserer Bekanntschaft nicht bemerkt: Aerger, Mißtrauen, Verachtung und Abscheu prägten sich vereint darauf aus. Mit stark zitternden Händen setzte sie ihre Brille auf und trat in eine Fensternische, den Brief zu lesen. Dann kam sie zurück und berührte leise Bridgets Schulter.

„Er lebt noch; ich glaubte, er sei lange todt — dachtest Du es nicht auch? Wunderbar, alle die Meinen todt und er lebt. Er hat mir geschrieben."

„Wer, Mylady?"

„Herr Summerhayes."

Trotz Bridget's schon etwas schwachsinnigem Alter

gerieth sie in Wuth. Sie riß den Brief vom Tisch, warf ihn zusammengedrückt zu Boden und trat mit den Füßen darauf.

„Hören Sie nicht auf ihn. Kränken Sie Sich nicht seinetwegen, er ist es nicht werth. Wie kann er wagen, Sie zu belästigen? Was verlangt er?"

„Was ihm immer fehlte und er stets verlangte — Geld." Ein verächtlicher Zug bewegte ihre Lippen. „Ich habe es ihm mehrmals abgeschlagen, wie Du weißt, doch jetzt ist er dem Tode nahe, liegt sterbend in einem Arbeitshause. Und er ist alt, hat gerade meine Jahre. Wer würde geglaubt haben, daß wir, er und ich, noch so lange leben würden? Er bittet mich nun um Gottes willen ihn nicht im Arbeitshause sterben zu lassen. Soll ich es, Bridget?"

Bridget aber, erschreckt durch den Blick ihrer Herrin, antwortete nicht.

„Noch vor einigen Jahren würde ich es gethan haben, ja gewiß, aber jetzt —"

Sie brach ab und wandte sich dann zu mir ruhiger sagend:

„Ich kann in der Sache nicht richten. Winifred, Sie sind eine brave Frau, entscheiden Sie. Er hat meinen Mann zu seinem Untergange angeleitet und geholfen, er zerstörte das Glück meiner Tochter. Er war ein Lügner, ein Schwindler, ein ausschweifender Mensch, Alles was ich am meisten haßte und noch hasse. Warum er achtzig Jahr auf Erden wandeln mußte, für Niemand ein Segen, für Jeden, der ihm nahe kam, ein Unheil und eine Qual — das weiß Gott allein. Ich habe

zuweilen gedacht, wäre ich die Vorsehung gewesen, würde er lange todt oder nie geboren worden sein."

Sie sprach heftig, leidenschaftlich trotz der Schwäche ihres Alters, und aus ihren matten Augen sprühte der Unwille der Jugend; doch war ihre Empörung keine persönliche, kein Wunsch nach Rache war dabei, nur der gerechte Zorn gegen das Böse und die Uebelthäter, ein Attribut, welches wir selbst der Gottheit zuschreiben.

„Was sagen Sie, Winifred? Entscheiden Sie; soll ich ihn lassen, wo er ist, daß er den Tod der Bösen sterbe? oder soll ich Mitleid üben? Gerechtigkeit oder Gnade, was soll walten?"

Wie vermochte ich zu entscheiden, ich war ganz verwirrt. Plötzlich kam mir ein guter Gedanke.

„Hatte ihn Einer lieb — hatte sie ihn lieb?"

Nie werde ich den Blick vergessen, der in den Augen der Mutter der todten Adrienne aufstieg. Angst, Bitterkeit, Erinnerung — der Kampf gerecht doch nicht grausam zu sein, Alles lag darin. Ich konnte mir vorstellen, wie furchtbar der so lang begrabene Schmerz einst gewesen sein mußte.

Endlich sagte Lady de Bougainville ruhig:

„Sie haben Recht; ich sehe es jetzt. Ja, ich will die Wahrheit gestehen, sie hatte ihn lieb. Das entscheidet die Frage."

Weiter wurde nicht darüber gesprochen. Wir kamen überein, daß mein Mann erforschen sollte, in wie weit Herr Summerhayes' Brief die Wahrheit enthielt. („Er könnte noch jetzt lügen, er log stets," meinte Lady de Bougainville.) Waren seine Angaben richtig, so sollte

er ein anständiges Unterkommen haben, wo man ihn bis zum Tode gut verpflegen würde.

„Denken Sie, Winifred," sagte meine alte Freundin, den Brief noch einmal lesend, ehe sie ihn mir für meinen Gatten einhändigte — „denken Sie, was es heißt, die Brücke erreicht zu haben und vor dem Ueberschreiten zu beben, am Ende des Lebens angekommen zu sein, und den Tod zu fürchten. So steht es mit dem Armen. Ich müßte ihn wohl bedauern und ich thue es auch."

Mehr sagte sie nicht und außer in einem Paar kurzer geschäftlicher Bemerkungen gegen meinen Mann wurde der Name von Owen Summerhayes nie wieder genannt. Er lebte noch einige Wochen von ihrer Mildthätigkeit, dann starb er und wurde auf ihre Kosten anständig begraben. —

Den übrigen Theil jenes Nachmittags brachten wir recht friedlich zu. Ihre Aufregung schien ganz vorüber und sie war noch sanfter, ja heiter. Sie sprach nicht mehr von der Vergangenheit, nur von der Zukunft und von dem kleinen Wesen, das ich erwartete. Manche gute Lehre gab sie, die bewährte Mutter, mir der jungen unerfahrenen, und wie ich das Kind zu Gottes Ehre und der Eltern Freude erziehen sollte, ein süßes, unschuldiges Kind, des Himmels beste Gabe.

Dann bestand sie darauf mich bis zur Pforte des Parkes zu begleiten, der erste Ausgang seit vielen Tagen. Es war ein unfreundlicher Winter gewesen und seit Wochen hatte sie nicht die Schwelle ihres Hauses überschritten, selbst nicht um die Kirche zu besuchen. Heut

aber war es mildes helles Wetter und sie wollte es wagen.

„Wir dürfen es nur nicht Bridget sagen; ich kann ganz gut allein auf meinen Stock gestützt zurückgehen.“ Anfangs hatte sie sich nicht gern seiner bedient, jetzt aber nannte sie ihn „ihren guten Freund.“

Sie lehnte sich jetzt darauf, sanft meinen Arm zurückweisend, indem sie sagte, ich sei die Leidende und sie müsse mich behüten. So wandelten wir zusammen durch die Ulmen-Allee. Diese war noch blätterlos, aber die Zweige zeichneten sich scharf gegen den Himmel ab, ein Vorzug der Winterlandschaft. Lady de Bougainville bemerkte es, und sah auch mit dem scharfen Blick für alle solche Dinge, daß der erste Frühlingsbote, ein Gänseblümchen, aus dem Grase hervorguckte. Dann lauschte sie einem Winter-Rothkehlchen, das aus froher Brust aus einem Ulmenwipfel laut sang.

„Ich mag die Rothkehlchen gern. Sie sind solche muthigen Vögel.“

Als wir das Thor des Parkes erreichten, ward sie ein Wenig blasser und lehnte sich fester auf den Stock. Auf meine besorgte Frage erwiderte sie:

„Mein Liebling, ich bin jetzt immer angegriffen.“

Doch indem sie meine Hand mit einem geradezu strahlenden Lächeln streichelte, fügte sie hinzu:

„Aengstigen Sie Sich nicht, es wird bald Alles gut sein.“

Ich sah ihr nach, da wir Abschied genommen, wie immer mit einem zärtlichen Kuß und der Warnung ihrerseits: „mich ja recht in Acht zu nehmen!“ Ich

sah ihr nach, bis sie meinen Augen entschwunden, und dann ging ich zufrieden nach meinem lieben Daheim; o, ich ahnte nicht, daß ich sie mit Bewußtsein in dieser Welt zum letzten Male gesehen.

Unerwartet kam in dieser Nacht die schwere Stunde für mich. Wir kämpften Beide hart für unser Leben, mein Kindchen und ich. Ich wußte nichts von Allem, noch nach vielen Wochen nicht. Mein Geist verwirrte sich und ich mag noch jetzt nicht an diese furchtbare Zeit denken.

Während meines Deliriums und inmitten all der Schreckensgestalten, welche mein Zimmer füllten, erinnere ich mich einer lieblichen, beruhigenden Erscheinung, die an meinem Bett stand und mich mit traurigen, zärtlichen Augen ansah. Ich nahm sie für die Jungfrau Maria, die, wie ich kurz vorher in einer katholischen Legende gelesen, all die Seelen der Mütter zum Himmel führe, welche im Kindbett stürben. Ich glaubte, sie sei auch nach der meinen gekommen. Nur war es nicht die junge Madonna, sondern die alt gewordene, deren Herz von manchem Schwert getroffen, deren Seele von Schmerz gebeugt und die doch lebte. Maria, Mutter des Herrn, menschlich und voll Schwachheit, doch gleich ihrem Sohne „durch Leiden vollkommen gemacht" war, wie wir, will es Gott, Alle werden können. Als diese Vision verschwand, soll ich sie schmerzlich vermißt und Tage lang nach „meiner Jungfrau Maria" gerufen haben. Aber sie kam nie wieder.

Als ich aus einer langen Krankheit erwachte, befand ich mich nicht in meiner Heimath, sondern in einem

ruhigen Häuschen an der See mit fremden, doch freundlichen Gestalten um mich und mit meinem Gatten zur Seite. Er hatte mich nicht einen Moment verlassen, aber ich hatte ihn nicht erkannt, ich kannte ihn noch kaum, als ich bei Besinnung war. Er war viel älter geworden — und sein hübsch gelocktes Haar — die kleine Josephine hat es geerbt — war grau geworden.

Er erzählte mir vorsichtig und nach und nach, wie krank ich gewesen und daß durch Gottes Gnade mich eine kleine Josephine — eine gesunde Tochter — zu Hause in Brierley erwartete.

„Wer aber sorgt für mein Kindchen?" fragte ich, und dann wurde ich sehr ängstlich, ob es wohl gepflegt werde, bis mich der Gedanke traf, daß sie gewiß bei ihrer Pathe und gut aufgehoben sei.

Mein Gatte schwieg auf diese Aeußerung.

„Hat ihre Pathe sie gesehen?"

„Einmal."

„Nur einmal," ich fühlte mich durch diese Antwort etwas enttäuscht, bis ich mich erinnerte, wie schwach Lady de Bougainville war. „So ist mein Lämmchen nicht bei ihr? Aber sie hat Baby gesehen — wann wird sie es wieder sehen?"

„Einst," erwiderte Edward, indem er meine Hand fester faßte. „Einst, mein Weib. Ihre Pathe braucht jetzt nicht mehr unser Töchterchen, sie hat ihre eigenen Kinder wieder."

So erfuhr ich auf die schonendste Weise durch meinen Mann, daß Lady de Bougainville „fortgegangen" war, wie sie von ihren Theuren sagte, und daß ich beim

Nachhausekommen ihren Platz leer finden würde, daß ich sie in dieser Welt nicht wiedersehen konnte.

Es schien, daß meine Vision von der Jungfrau Maria Wirklichkeit gewesen. Als Lady de Bougainville von meiner gefahrvollen Lage hörte, war sie mitten in der Nacht, einer kalten, stürmischen Winternacht, aus dem Bett aufgestanden und zu mir gekommen. Sie hatte bei mir gesessen, mich gepflegt und durch ihren unerschütterlichen Muth, ihre Hoffnung meinen Gatten und meinen Vater vor der Verzweiflung bewahrt, bis die Gefahr vorüber und mein und des Kindes Leben gerettet. Dann war sie nach Hause gegangen, ohne zu klagen oder Mühe zu verursachen, sie hatte sich in ihr Bett gelegt, von dem sie nicht wieder aufstand.

Sie war nur einige Tage krank; Jeder glaubte, sie würde bald wieder wohl sein, bis sie im Sterben lag. Es war gerade um Mitternacht und die ganze ihr treu ergebene Dienerschaft hatte sich um sie versammelt, doch zu spät. Sie kannte Niemand mehr und sprach kein Wort, sie schlief ruhig in den Tod hinüber. Nur einige Minuten vor ihrem Sterben ergriff sie die Hand, welche die ihre hielt, fester, öffnete ihre Augen weit und sie auf den leeren Raum am Fußende ihres Lagers richtend flüsterte sie, doch es klang wie Jauchzen:

„Sieh Bridget — sieh doch die Kinder — die Kinder!“

Es mag so gewesen sein — Gott allein weiß es!

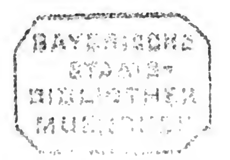
Es war Frühling — voller fröhlicher Mai, als mein Gatte, unser Kindchen im Arme tragend, mich zum er-

sten Male nach dem frischen Grabe führte, das neben den anderen sich auf dem Friedhofe von Brierley erhob. Ich setzte mich dort nieder, pflückte von den schon so vollblühenden Schlüsselblumen eine für Baby und erzählte ihr von ihrer Pathe.

Aber die ganze Zeit hatte ich nicht das Gefühl, und ich habe es auch jetzt noch nicht, daß ihr eigenes Selbst dort schlief; sie, die bis zum letzten Tage ihres langen Lebens ein so muthiges Weib gewesen, so voll Energie, Geschäftigkeit, Güte und Kraft, sie, deren Gedanken und Sorgen stets nur Anderen gegolten — sie that jetzt an einem anderen Orte ihre guten Werke; sie, ich war dessen gewiß, führte dasselbe heroische Leben fort, liebte mit demselben warmen Herzen und genoß Alles noch mit innigerer Freude.

Und in der Weise denke ich stets an sie, und ich will mich nicht grämen. Das weiß ich aber, nie werde ich wieder auf Erden ihres Gleichen sehen, es giebt keine zweite Lady de Bougainville.

Ende.



Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.





